

Margot Barnard

*„Ich sehe Dich  
nie wieder“*

Erinnerungen

2009

---



BOUVIER

ISBN 978-3-416-03249-0

© Bouvier Verlag, Bonn 2008.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, das Werk oder Teile daraus fotomechanisch zu vervielfältigen oder auf Datenträger aufzuzeichnen.

Gedruckt auf säurefreiem Papier.

## **Inhalt**

Meine Wiedergutmachung	9
Kindheit in Beuel	11
Ferien	14
Großmutter	15
Schule	16
Familienleben	18
Patriotismus	19
Jüdische Feiertage	20
Bar Mizwa	24
Antisemitismus	25
Das Radio	26
Theater	26
Pubertät	27
Onkel Leo	29
Hitler kommt an die Macht	31
Veränderungen in der Schule	34
Zionismus	35
Karla	36
Probleme mit den Eltern	39
Verhaftung	40
Hamburg	43
Zionistische Aktivitäten	48
Tante Jetta	53
Vorbereitungen zur Auswanderung	54
Die Reise	57
Ankunft in Palästina	59
Beth Sera	60
Arbeit im Kibbuz	61
Die Landessprache	62
Freizeit	63
Die Kiste	63
Arbeit in der Landwirtschaft	64
Die Hühner	65
Lehrzeit	66
Die Jahresfeier	66

Briefe nach Hause	67
Der 1. Mai	69
Selbstverteidigung	69
Die Rundreise	70
Die Situation zu Hause	71
Leben im Kibbutz	72
Uri	73
Kinderhaus	73
Die Abschlussfeier	74
Haifa	77
Das Behal	84
Die „Patria“	86
Arbeit im Hotel	88
Jerusalem	92
Das Haus Raskassa	93
Die Kuchenhöhle	113
Ted	121
Eintritt in die englische Luftwaffe	127
Wiedersehen mit Onkel Leo	134
Die Heiratserlaubnis	137
El Gedida	139
Die Parade	140
Ball in Jerusalem	142
Amöbiasis	128
Nachwuchs	145
Abschied von Palästina	147
Catford	152
Zur Untermiete	158
Folly Farm	160
Das Krankenhaus Reading	163
David	164
Rationierung	165
Molly und George	168
Vorbereitung auf Gibraltar	174
Gibraltar	195
La Linea	197

Josefa	197
Bob	200
Leben in Gibraltar	200
Fortuna	202
Nottingham	207
Stephen	210
Leben in Chillwell	213
Theater	215
Nigeria	217
Lagos	221
Go for bush	223
Paul und Herbert	230
Heimurlaub	231
Wieder in Nigeria	233
Rückkehr nach England	237
Ein Brief aus Deutschland	239
Hannover	241
Wiedersehen mit meinem Bruder	248
In New York	251
Zurück in Deutschland	233
Weihnachten in Freiburg	254
Herford	256
Urlaubsreisen	258
Zurück nach England	260
Barton Stacey	261
Andover	265
London	269
Lillys Party	271
Teds Herzoperation	272
Neue Probleme	275
Ferien in Italien	276
Straßenmusikanten	277
Umzug nach London	278
Leben in London	280
Theo	282
Israel	284

9 Rona Road	288
Nachbarn	292
Besuch in Freiburg	295
Erfahrungen mit Mietern	296
Enkelkinder	298
Wiedersehen mit Bob	299
Freunde	300
Freiburger Inspirationen	301
Späte Aufklärung	304
Die Bonner Begegnungswoche und ihre Folgen	305
Das Spiro Institut	308
Zusammenarbeit mit den Schulen	309
Mein Bruder	316
Agnes	319
Die Vergangenheit vergeht nicht	320

## Meine Wiedergutmachung

Es war ein heißer Tag im August 1955. Ich befand mich auf der Rückreise von Bonn nach London, im Kurswagen nach Oostende. Der Zug hatte einen längeren Aufenthalt auf dem Kölner Hauptbahnhof und so döste ich vor mich hin und dachte an das, was ich in den vergangenen zwei Wochen erlebt hatte.

Nach meiner Rückkehr aus Nigeria erreichte mich in England ein Brief von meinem Onkel Simon, der von Palästina nach Hamburg übergesiedelt war. Er schrieb, dass Tante Martha den Krieg überlebt habe und immer noch in Oberdollendorf am Rhein wohne. Und dann gebe es da eine Sache wegen Wiedergutmachung und Erbe und dass der Rechtsanwalt Dr. Meier, ein alter Freund der Familie, meine Angelegenheit gern übernehmen würde. Da beschloss ich, nach Deutschland zu fahren.

Erst einmal aber ging es in meine alte Heimat Bonn, nach Beuel ‚auf der schäl Sick‘, wie die rechtsrheinische Seite etwas abfällig genannt wurde. Da stand ich nun in der Wilhelmstraße vor unserem alten Konsumladen, zu dem ich als Kind fast täglich mit Aufträgen geschickt worden war und wo ich als Belohnung immer ein ‚Kamellsche‘ bekommen hatte. Eine Sonnenbrille verbarg mein Gesicht als ich den Laden betrat. Neunzehn Jahre waren seit meiner Auswanderung vergangen. Doch ich erkannte Frau Schuhmacher, die Inhaberin, sofort. Sie hatte sich kaum verändert. Nur ihr graues Haar, das sie immer noch im Knoten trug, war weiß geworden. „Ja bitte, was darf es sein?“ Ich nahm die Brille ab, ein Schrei: „Dat Kobers Marjöttche, Heinrich, Heinrich, komm’ mal schnell her, dat Kobers Marjöttche!“ Herr Schuhmacher kam gelaufen, und binnen zwanzig Minuten war der Laden voll mit alten Nachbarn und Menschen, die ich als Kind gekannt hatte. Dann ging es wie in einer Prozession die Neustraße entlang

zu meinem Elternhaus. Dort wohnte jetzt die Familie Wandel, mit deren Sohn Paul ich als Kind gespielt hatte. Die Tür von Nummer sechs öffnete sich. Nein, nicht meine ‚Omama‘ oder meine Mutter oder unser Gretchen stand da, um mich zu begrüßen, sondern Frau Wandel, die mich ganz ungläubig anschaute.

Ich ließ mir nichts von meinem inneren Konflikt anmerken und begrüßte sie herzlich, obwohl meine Eltern seinerzeit unter Druck das Haus an sie hatten verkaufen müssen. Dann wurde ich von Familie Wandel in mein Elternhaus gebeten. Sie erzählten, wie sehr sie gelitten hätten. Zwar hätten sie damals das Haus billig erworben, aber ihr Sohn Paul sei in Russland umgekommen. Die Tochter Adele nahm mich etwas später auf die Seite, um mir zu erzählen, dass die Hitlerbilder von den Wänden verschwunden seien, als die Eltern die Todesnachricht erhalten hätten. Dann musste ich ihnen versichern, dass ich nicht gekommen sei, um ihnen das Haus weg zu nehmen. Vielmehr sei ich hier, um ihnen meine Hand auszustrecken. Sie waren aber misstrauisch und ich musste meinen Rechtsanwalt anrufen, um ihm nochmals zu sagen, dass ich auf eine derartige Wiedergutmachung verzichte. Erst dann waren sie von meinem guten Willen überzeugt. Ich verbrachte eine Nacht in meinem Elternhaus und wusste zugleich, dass es das letzte Mal sein würde.

Im Abteil unterhielt man sich jetzt sehr angeregt im rheinischen Dialekt. Wie gerne hätte ich mitgemacht und mitgewitzelt. Es war mir gleichzeitig vertraut und doch fremd. Ich hatte Angst, das alte, alte Angstgefühl. Und dann öffnete sich die Abteiltür. Ich hörte jemand fragen: „Geht dieser Wagen nach Oostende?“ – „Jawohl“, antwortete ich, „das weiß ich genau, ich muss auch dahin.“ Im Türrahmen stand eine Frau mit einem Filzhütchen, Grete Borgmann, die später eine gute Freundin werden sollte. „Ja“, sagte ich erfreut, „kommen Sie bitte herein, hier ist noch Platz.“ Grete schob ganz beglückt



einen grünlichgrauen Riesenkoffer ins Abteil. „Ach, könnten Sie mir bitte helfen, das Köfferchen da herauf zu bugsieren?“ Und ich bemerkte: „Ja, sagen Sie mal, haben Sie da ´ne Leiche drin?“ Es wurde gelacht. Dann sagte der Herr, der mir am Fenster gegenüber saß: „Ich steige die nächste Station aus, da kann die Dame meinen Platz haben.“ Und so geschah es. Grete und ich saßen uns gegenüber und es entwickelte sich ein Gespräch. Wie gerne erinnere ich mich an die anschließende Überfahrt von Oostende nach Dover, wo wir uns im Sonnenschein auf zwei schwer erkämpften Liegestühlen von unseren Schicksalen erzählten. Grete und ihre Familie sollten die Menschen sein, die mir wieder Zugang zu jenem verlorenen Deutschland verschafften, das ich hatte aufgeben müssen.

### **Kindheit in Beuel**

Am 24. Dezember 1919 ging meine hochschwängere Mutter in den Metzgerladen ihrer älteren Schwester nach Bonn, wie sie es an allen Samstagen und jeweils vor den Feiertagen zu tun pflegte, um im Geschäft zu helfen. Obwohl sie jede Stunde die Geburt ihres Kindes erwartete, ließ sie sich von dieser Pflicht nicht abbringen. Der Laden war voll mit Kunden, die für das Weihnachtsfest einkaufen wollten. Plötzlich setzten die Wehen ein. Man musste meine Mutter mit sanfter Gewalt nach Hause bringen, sie hätte sonst aus Pflichtbewusstsein einfach weiter gemacht.

Zu Hause in der Neustraße 6 warteten meine Großeltern, mein Vater, mein zweieinhalb Jahre alter Bruder Walter, das Dienstmädchen Gretchen und die Hebamme, die man im letzten Moment gerufen hatte. In diesem Kreise erblickte ich – es war wohl um die Mittagszeit – das Licht der Welt und kam so um einige Stunden dem Christkind zuvor.

Zurück schauend war meine Kindheit wie ein langer Som-

mertag. Die früheste Erinnerung: ich sitze im Schlafzimmer meiner Eltern. Meine Mutter kommt herein mit einem Korb voller Geld und gibt es mir zum Spielen. Von Inflation hatte ich natürlich keine Ahnung.

Als Kinder durften wir am Sonntagmorgen immer in das Bett der Eltern schlüpfen, wo der Vater Geschichten erzählte, denen wir gespannt lauschten. Sie handelten vom Krieg, von der Flucht aus russischer Gefangenschaft, von seinen Erfahrungen mit Kameraden. Und er konnte so spannend und unterhaltsam erzählen, dass ich diese Kriegsgeschichten bis heute nicht vergessen habe.

Wir wohnten direkt neben der evangelischen Kirche. Dort gab es auch eine Verwahrschule – die dem heutigen Kindergarten entspricht – und von evangelischen Schwestern geleitet wurde. Mit drei Jahren kam ich dorthin, mein Bruder Walter ging bereits zur Volksschule. Der Tagesablauf in der Verwahrschule war immer gleich. Nach dem Morgengebet stand Fröbel auf dem Programm, es gab Puppen und einige sehr einfache Holzspielzeuge. Die Schwestern waren streng, aber gutherzig. Für sie gab es keinen Unterschied zwischen Juden und Christen oder Arm und Reich. Ich war glücklich da. Auch als ich schon längst in die höhere Schule ging, besuchte ich von Zeit zu Zeit den Garten der Verwahrschule.

Meine Mutter war mit den Schwestern befreundet. Sie hatte großen Anteil an der jährlichen Weihnachtsbescherung für arme Kinder und verpflichtete sich, Puppenkleider zu häkeln. Die Bescherung war ein aufregendes Ereignis, auf das ich mich immer sehr freute. Wir versammelten uns morgens in der Verwahrschule. Schwester Maria im dunkelblauen Sonntagsgewand führte die Kinder zur Kirche. An einer bestimmten Stelle hatten wir „Kling Glöckchen, klingeling...“ zu singen, und wenn wir zu dem Vers „öffnet uns die Türen...“ kamen, gingen die Kirchentüren auf. Unter dem Christbaum lagen Puppen und andere Geschenke, die bei der Feier an die Kinder verteilt wurden.

Hier möchte ich etwas über meine Mutter erzählen, wofür ich sie sehr bewundert habe, was aber für sie ganz selbstverständlich war. Solange ich mich erinnern kann, hatten wir mittwochs Kinder aus ärmlichen Verhältnissen zum Essen an unserem Tisch. Oder es waren Kinder, die von Schwester Maria geschickt wurden. Ich erinnere mich auch an einen allein stehenden Mann, der im Gefängnis gewesen war. In der Jüdischen Gemeinde wurde beschlossen, dass ihm geholfen werden solle, bis er wieder auf eigenen Füßen stehen könne. Obwohl er ein etwas sonderlicher Kauz war, war meine Mutter sofort bereit, ihn zu unterstützen. Als Kind glaubte ich, dass alle Mütter so handeln.

In unserer Verwandtschaft gab es einen Cousin meiner Mutter, der mit seiner amerikanischen Frau in den USA lebte. Plötzlich hieß es, Nathan kommt mit seiner Frau Rosalie auf Besuch. Sie stiegen im teuersten und vornehmsten Hotel von Bonn ab, im „Königshof“. Tante Rosalie kaufte mir eine wunderschöne Puppe und fragte meine Mutter, ob ich für eine Nacht bei ihr im Hotel bleiben dürfe, weil Onkel Nathan geschäftlich in eine andere Stadt müsse. Sie bewohnten eine herrliche Jugendstil-Suite. Als ich die Räume sah, dachte ich, so wohnt eine Prinzessin. Als ich morgens ins Badezimmer ging, merkte ich, dass das Licht die ganze Nacht gebrannt hatte. Ich sagte: „Tante Rosalie, du hast vergessen, das Licht auszuschalten“. Dann kam ihre überraschende Antwort: „Oh nein, das habe ich absichtlich angelassen, weil das Zimmer so teuer ist!“

Mein Vater hatte sein erstes Automobil um 1930 herum. Es war ein kleiner Opel mit drei Sitzen und einer Kiste für das Werkzeug. Da ich die Jüngste und Kleinste war, musste ich natürlich auf der Kiste sitzen. Glücklicherweise wurde dieser Wagen bald eingetauscht gegen einen größeren mit vier Sitzen.

Meine beste Freundin war Agnes Lambertz. Ihre Familie wohnte in einem Häuschen direkt gegenüber. Sie hatte 17 Geschwister, von denen nur fünf am Leben blieben. Alle anderen starben an Tuberkulose. Agnes war die Jüngste, ein Jahr älter als ich. Sie besuchte die katholische Volksschule und war eine gute Schülerin. Wir beide waren unzertrennlich. Wenn ich aus der Schule kam und sie mit unserem Signalruf zum Spielen abholen wollte, trat meistens ihre Mutter vor die Tür, um mir mitzuteilen, dass Agnes noch nicht mit dem Schrubben fertig sei und ich noch etwas warten müsse. Ich hatte damals keine Ahnung, wie arm diese Familie war und machte mir keine Gedanken darüber, wenn unser Dienstmädchen Gretchen im Auftrag meiner Mutter mit Essen hinüber geschickt wurde.

## **Ferien**

Wenn die großen Sommerferien kamen, freuten wir Kinder uns vor allem auf die Wanderungen mit meiner Mutter. Ferienreisen ins Ausland waren damals noch unüblich. Sehr oft gesellte sich auch ihre beste Freundin, Frau Frank, zu uns.

Wir zogen unsere Schnürstiefel an, packten den Rucksack und fuhren mit der Bahn nach Königswinter. Von dort marschierten wir los zu einem vorbestimmten Ausflugsort wie zum Drachenfels oder auf den Petersberg. Obwohl es zum Teil weite Entfernungen und steile Wanderwege waren, machte es uns Kindern nichts aus. Die Wanderungen mit meiner Mutter und Frau Frank waren immer mit viel Lachen und Gesang erfüllt.

## Großmutter

Ich teilte mein Zimmer mit meiner Großmutter mütterlicherseits, Großvater war schon ein paar Jahre tot. Die Erinnerungen, die ich an sie habe, vermischen sich mit Erzählungen und Anekdoten, die man in unserer Familie über Großmutter zum Besten gab. Doch sie selbst vermittelte mir jeden Abend vor der Waschschüssel stehend ihre Lebensgeschichte, die immer mit denselben Worten begann: „Gute Nacht, Häm-melchen!“ Ich antwortete dann: „Gute Nacht, Omama!“ Sie wiederum: „Sagst du mir denn nicht ‚gute Nacht‘? Ja, ja, ich werde nicht mehr lange hier sein, ich war die Älteste von sechs Geschwistern und musste schwer in den Weinbergen bei uns in Dettelbach arbeiten...“. Ich konnte sie mir nur so vorstellen, wie ich sie damals sah: alt, mit grauen Haaren, in einer langen Unterhose, Leibchen und Hemd. Dass sie einmal jung, tüchtig und gut aussehend war und ihre Heimat verlassen hatte, um in Bonn als Haushaltshilfe zu arbeiten, überstieg meine Vorstellungskraft. Aber dann heiratete sie meinen Großvater, einen Viehhändler, dessen erste Frau im Kindbett gestorben war und ihm den kleinen Sohn Karl hinterlassen hatte.

Die Großeltern hatten vier Kinder, waren bescheiden und fleißig. Eines Tages war Großmutter der Meinung, man könne das Vieh, mit dem Großvater handelte, auch selbst schlachten und das Fleisch an die Nachbarn verkaufen. Sie boten auch einen Mittagstisch an, wie es viele Metzgereien machten. Das Geschäft ging so gut, dass sie ihren ältesten Sohn Simon auf die Universität zum Medizinstudium schicken konnten.

Heutzutage ist das nichts Besonderes. Doch sei daran erinnert, dass die Juden Jahrhunderte lang diskriminiert und ausgegrenzt wurden. Sie waren – regional unterschiedlich – Berufs- und Ansiedlungsbeschränkungen unterworfen und zumeist auf Handel und Geldverleih als einzige Erwerbsmöglichkeit angewiesen. Die vollen Bürgerrechte erhielten

sie hierzulande erst 1871 mit der Gründung des Deutschen Reichs.

Karl bekam von Großmutter eine Metzgerei in der Siegburger Straße geschenkt. Er war ein lustiger Mensch. Ich ging oft in den Laden, am liebsten Dienstagnachmittag, wenn hinten im Schlachthaus geschlachtet wurde. Bei den Schweinen konnte von „koscher“ zwar keine Rede sein, doch wenn es sich um Rinder handelte, kam der Schochet – der Schächter – um die Kuh rituell zu schlachten. Das Rind lag auf der Seite, der Kopf wurde von einem Jungen festgehalten, der Schochet stach das Messer in den Hals. Das Blut spritzte wie eine Fontäne und wurde in einer Schüssel aufgefangen. Dann wurde die Kuh an den Hinterbeinen aufgehängt und mit einem Beil in zwei Teile zertrennt. Nach diesem Schauspiel ging ich in den Metzgerladen, um meinem Onkel zuzuschauen, wie er den Kunden scherzend die Waren einpackte. Die Kinder bekamen, wie er das nannte, ein „Wurstkamellsche“.

## Schule

Der Übergang von der Verwahrschule zur Volksschule, die nur zehn Minuten von unserem Haus entfernt war, bereitete mir keine Probleme. Im Gegenteil, ich freute mich darauf, jetzt endlich lesen zu lernen. Es war eine vertraute Umgebung, meine Eltern kannten die Lehrer, man traf sich auf der Straße, man redete miteinander und mein Bruder war bereits seit zwei Jahren auf dieser Schule. Die Schüler kamen aus ganz unterschiedlichen sozialen Milieus. Kinder aus gutbürgerlichen Familien gingen ebenso in diese Schule wie Kinder aus der Fabrikstraße.

Meine Klassenlehrerin war für die nächsten vier Jahre Fräulein Huber. Die Erinnerung an sie hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Im Rückblick war sie die typische deut-

sche Lehrerin jener Zeit, von der man erwartete, dass sie unverheiratet und geschlechtslos war und völlig in ihrem Beruf aufging. Ich sehe sie vor der Klasse stehen: mit streng nach hinten gezogenem Haar, in einer weißen Bluse, einem langen schwarzen Rock und mit bemerkenswert großen Schnürschuhen. Sie wohnte bei Frau Stern, einer vornehmen jüdischen Dame.

Oberlehrer Schneider war gut bekannt mit meinen Eltern. Sie trafen sich öfter auf der Straße. Wenn ich einen guten Aufsatz geschrieben hatte, schickte mich Fräulein Huber zu Herrn Oberlehrer in die höchste Klasse und dort wurde mein Aufsatz vorgelesen.

Lehrer Klein, den ich eigentlich gern mochte, weil er gut aussah, ist mir wegen der einzigen Ohrfeige in Erinnerung geblieben, die ich in der Schule bekam. Ich war an der Bankreihe entlang gehüpft und hatte übermütig jedem einen leichten Klaps gegeben. Daraufhin rief mich Lehrer Klein nach vorne und bestrafte mich vor der Klasse mit einer Ohrfeige. Jahrzehnte später, als ich mich bei der Hundertjahrfeier der Schule nach diesem Lehrer erkundigte, erfuhr ich zu meiner Überraschung, dass er ein Nazi geworden war.

Ich war eine gute Schülerin. Bei der Weihnachtsfeier, zu der auch die Eltern in die Klasse eingeladen wurden, musste ich jedes Jahr die Weihnachtsgeschichte vortragen. Bei einer dieser Weihnachtsfeiern hörte ich eine Mutter fragen: „Warum muss dat Jüddekind dat immer verzelle? Dat kann ja auch mal jemand von uns aufsache!“ Die andere Mutter antwortete: „Dat kann dat Jüddekind aber janz joot“. Damals machte ich mir zum ersten Mal Gedanken über Religion. Bis dahin sah ich mich als Deutsche jüdischen Glaubens. In der Schule nahmen wir am christlichen Religionsunterricht teil, und einmal in der Woche hatten wir jüdischen Kinder Religionsunterricht bei Lehrer Nussbaum in der Synagoge.

Ein Problem, das meine Eltern mit mir hatten, war, dass sie

nie genug Bücher für mich beschaffen konnten. Am liebsten hätte ich den ganzen Tag nur gelesen. Glückliche und ungestört identifizierte ich mich mit Märchenfiguren, Prinzessinnen und Helden jeder Art. Dann folgte eine Reihe von Büchern über Mädchen in Internaten, zum Beispiel „Der Kampf der Tertia“. Eines Tages kam ein Postwagen und brachte eine Riesenkiste, die an mich adressiert war. Es war überwältigend. Meine Mutter sagte: „Das ist aber wunderbar, Onkel Sim hat dir ganz viele Bücher geschickt“. Ich war selig, zum ersten Mal wurde ich mit Oscar Wilde und Charles Dickens bekannt gemacht. Mein Spitzname war damals „Chumasch“ (die Fünf Bücher Mose).“ Hier kommt sie und ‚chumascht‘ schon wieder“, rief man öfter, wenn ich mit dem Buch in der Hand irgendwo vollkommen vertieft ging, saß, hockte oder im Gras lag.

## **Familienleben**

Im Mittelpunkt unseres Familienlebens standen die Festlichkeiten, zu denen sich fast alle einfanden. Wir trafen uns meist zu den Geburtstagsfeiern. Mein Bruder und ich wuchsen mit unseren Cousins und Cousinen wie mit Geschwistern auf. Man besuchte sich und machte Ausflüge miteinander. Samstags gingen wir meistens zu den Verwandten nach Bonn, zur Schwester meiner Mutter, die mit ihrem Mann die Metzgerei betrieb. Nach Geschäftsschluss saß man zusammen, aß und trank, spielte Karten und lachte.

Onkel Simon, ein Arzt, lebte mit seiner Familie in Hamburg. Seine Frau, Tante Tilly, war Kinderärztin. Sie war für die damalige Zeit eine sehr emanzipierte Frau. Ihre Emotionalität hatte sie auf den Zionismus konzentriert. Meine Mutter und ihr Bruder Simon hatten eine innige Beziehung, deshalb waren die Hamburger Verwandten oft zu Besuch bei uns. Wenn



sie sich ankündigten, ging ein Schrei durchs Haus „Hamburg kommt!“ und dann wurde gekocht, gebacken und vorbereitet. Schon unter normalen Umständen war unser Haus vom Keller bis zum Speicher mit diversen Lebensmitteln angefüllt. Wenn Hamburg kam, wurden diese Vorräte um die Lieblingsspeisen der Verwandten mit großer Sorgfalt ergänzt.

Alle Sonntage verliefen nach einem bestimmten Muster. Das Mittagessen war eher frugal, weil man später noch ausging, aber meine Mutter kochte immer etwas Besonderes. Bis drei Uhr war Mittagsruhe. Anschließend fuhren wir meistens zum Rheinhotel ‚Dreesen‘ nach Bad Godesberg. ‚Dreesen‘ war der Treffpunkt der wohlhabenden jüdischen Mittelschicht. Dort gab es Tanztee unter Kronleuchtern. Berühmte Persönlichkeiten verkehrten dort. Ich erinnere mich, dass ich den Filmschauspieler Willy Fritsch dort zum ersten Mal sah. Es war eine vornehme Atmosphäre, die Ende der Zwanziger und zu Beginn der Dreißiger Jahre noch gepflegt wurde.

Die Geschäftsführer Georg und Fritz Dreesen kamen immer zu uns an den Tisch und begrüßten uns. Wir waren gute Kunden. Mein Vater hatte auch geschäftliche Beziehungen zum Hotel Dreesen.

Es gab Kaffee und Kuchen, meine Eltern tanzten und hatten gute Laune. Wir Kinder gingen unsere eigenen Wege und spielten im Hotelgarten. Normalerweise fuhren wir gegen sieben Uhr wieder nach Hause. Doch manchmal überraschten uns die Eltern damit, dass wir zum Abendessen bleiben würden. Es war das höchste der Gefühle, wenn wir Kinder uns dann ‚Russische Eier‘ bestellen durften.

## **Patriotismus**

Ich habe einige Erinnerungen an meine Kindheit, die sich auf die Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs beziehen. Ich

muss etwa sechs oder sieben Jahre alt gewesen sein, als ich mit meinem Bruder ‚an die Ecke‘ ging, um zuzuschauen, wie die Franzosen abmarschierten, um das von ihnen besetzte Rheinland zu verlassen. Auch gab es immer wieder Gedenkfeiern mit Kranzniederlegungen für die Gefallenen. Jedes Jahr wechselten sich die Vertreter der drei Konfessionen bei der Gedenkrede ab. Im Jahr 1931 war unser Lehrer Nussbaum an der Reihe. Die Rede war sehr emotional, patriotisch und voll von Worten des Dankes an die Soldaten, die für uns gekämpft hatten.

Es war auch in dieser Zeit, dass mein Vater beschloss, zusammen mit Kameraden vom Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten (RJFS) nach Verdun zu fahren. Auf meinen Bruder und mich machte das einen ungeheuren Eindruck. Was konnten sie dort finden? Mit großer Spannung warteten wir auf Vaters Rückkehr und seinen Bericht. Tatsächlich erzählte er, dass er seinen alten Unterstand wieder gefunden habe und dort auch einen alten Stiefel, der ihm bekannt vorgekommen sei. Viel später, im Jahre 1999, sollte ich anlässlich eines Symposiums in Verdun wieder an diese Geschehnisse erinnert werden.

## **Jüdische Feiertage**

Bei uns begann Weihnachten mit Chanukka – dem achttägigen Lichterfest zur Erinnerung an die Einweihung des Zweiten Tempels nach dem Makkabäer-Aufstand. Um sechs Uhr abends wurde Gretchen mit uns Kindern zum Spaziergang geschickt. Bei unserer Rückkehr verkündete Mutter strahlend: „Stellt euch vor, das Chanukka-Männchen war da!“ Auf dem Tisch stand für jeden ein Geschenk. Nach dem Essen wurde die Menora – ein für Chanukka achtermiger Leuchter – auf den Tisch gestellt, eine Kerze angezündet. Mein Vater packte seine Geige

aus und wir sangen das Lied vom Sieg der Makkabäer. Jeden Abend wurde dann eine weitere Kerze entzündet.

Gleich darauf folgte mein Geburtstag und damit verbunden ist bei mir bis heute das Gefühl von Benachteiligung, weil meistens kein Unterschied gemacht wurde zwischen Chanukka- und Geburtstagsgeschenk. Neujahr und Karneval feierten wir wie alle anderen. Meine Eltern gingen gelegentlich auf einen Ball. Ganz beliebt waren die Büttreden, die meine Eltern abends mit Freunden im Radio hörten. Manchmal durften wir Kinder mithören und lernten so die neuesten Schlager kennen. Von meiner Großmutter erzählte man, dass sie einmal im Jahr ausging, und zwar zur Weiberfastnacht.

Bei uns war Pessach – das Fest, mit dem an die Befreiung von der Sklaverei und an den Auszug der Israeliten aus Ägypten erinnert wird – der Mittelpunkt des Jahres. Zu den Vorbereitungen gehörte die gründliche Reinigung des ganzen Hauses. Geklärt werden musste, wer eingeladen werden soll, wie viele Matzen – ungesäuertes Brot – bestellt werden mussten, welche Verwandten kommen würden. In diesen Tagen ging ich herum, um an unsere Nachbarn Matzen zu verteilen. Dann kam der Seder-Abend, an dem Vater von der Versklavung und Unterdrückung des jüdischen Volkes und schließlich von seiner Befreiung erzählte. Die Betonung lag auf der Aussage: „Wir waren Sklaven und jetzt sind wir frei“. Jeder hatte ein Buch – die Haggadah – und las mit. Auf dem Tisch stand eine Platte mit ungesäuerten Speisen, die jede für sich die Leidensgeschichte der Juden in Ägypten symbolisierte. Für den Messias steht ein Becher mit Wein bereit, sollte er denn kommen. Da der Messias bei uns nie kam, wurde der Wein nach Pessach in das Essen gemischt. Meine Rolle als jüngstes Familienmitglied bestand darin, auf Hebräisch die Fragen zu stellen: ‚Warum unterscheidet sich diese Nacht von allen anderen Nächten? Warum essen wir Matze? Warum essen wir bittere Kräuter?‘ Daraufhin standen alle auf, hoben

die Platte hoch und Vater begann mit „Wir waren Sklaven in Ägypten...“ So entwickelte sich ein feierlicher Monolog, unterbrochen durch kurze Gesänge. Für uns Kinder war das eine lange Zeremonie. Was uns durchhalten ließ, war das Versprechen des kommenden Festmahls. Der große Moment für alle Anwesenden war, wenn meine Mutter aufstand und rief: „Gretchen, bringen Sie jetzt das Essen!“

Als ich älter wurde und bereit war, nach Palästina auszuwandern, bekam unter dem Eindruck der Ereignisse eine Textstelle eine neue und schmerzliche Bedeutung. Es war die Stelle, an der es heißt: „Dieses Jahr sind wir noch Sklaven, nächstes Jahr in Jerusalem!“ Die Redensart „Man soll die Feste feiern wie sie fallen“ galt mit Sicherheit für die assimilierten Judenfamilien. Natürlich waren die christlichen Feste Ostern, Pfingsten und andere Feiertage auch Feiertage für uns, an denen wir Ausflüge unternahmen.

Zu den wichtigsten religiösen Feiertagen der Juden gehört das Neujahrsfest Rosh Haschanah, das zehn Tage später mit dem Versöhnungstag Jom Kippur endet. Auch bei uns war die Stimmung feierlich und man kleidete sich festlich. Wenn die Familie gemeinsam das Haus zum Besuch der Synagoge verließ, wussten die Nachbarn, dass die Kobers ihren höchsten Feiertag begingen. Einige Fenster öffneten sich, mein Vater lüftete den Hut und grüßte und die Nachbarn nickten wissend. Wir Kinder gingen voraus, hinter uns folgten die Eltern und der Vater flüsterte: „Haltet euch gerade!“ Bei diesem Aufzug machte ich ein feierliches Gesicht wie alle an diesem Tag. Doch geradezu zwanghaft kam mir jedes Mal jenes Liedchen in den Sinn, das ich in der Verwahrschule gelernt hatte: ‚Erst kommt der Sonnenkäfer Papa, dann die Sonnenkäfer Mama und hinterdrein so klimperklein kommen die Sonnenkäfer Kinderlein...‘ Dann bogen wir in die Wilhelmstraße ein und sahen andere Mitglieder der Jüdischen Gemeinde genauso feierlich der Synagoge zustreben. Männer und Frauen saßen

in der Synagoge getrennt, die Kinder in der ersten Bank. Es roch nach Synagoge und Mottenkugeln. Weil es Herbst war, hatten die Frauen ihre Pelzmäntel hervorgeholt und schätzten einander mit Blicken ab.

Am Jom Kippur wird gefastet. Man hält sich nahezu den ganzen Tag in der Synagoge auf. Eine Ausnahme gibt es nur für Kinder und Alte. Wir wurden um die Mittagszeit mit unserer Großmutter von Gretchen zum Essen abgeholt. Zum Fastenbrechen gab es traditionell eingelegte Heringe mit Pellkartoffeln. Auch Juden, die sonst nicht sehr fromm lebten, besuchten an diesem Tag fast ohne Ausnahme die Synagoge. Das gab in der Gemeinde immer wieder Anlass zu entsprechenden Kommentaren. „Der will sich auch das Türchen zum jüdischen Himmel offen halten“.

Schon als Kind hat mich die besondere Feierlichkeit dieses Festes stark berührt. Es liegt wohl daran, dass es ein Tag der Besinnung und der inneren Einkehr ist, dessen Ernst und Schwere durch die eindringlichen Rituale unterstrichen wird. In Erinnerung geblieben ist mir insbesondere das Schofar-Blasen am Ende von Jom Kippur. Der durchdringende Ton dieses aus Widderhorn gefertigten Musikinstruments hatte für mich zugleich auch etwas Beängstigendes. Auch unser Lehrer Nussbaum trat an diesem Tag als Prediger und Kantor aus seiner sonst vertrauten Rolle heraus und war fremder und mehr entrückt. Dieses Ergriffensein beobachtete ich damals auch bei den Besuchern der Synagoge.

Nach dem Ende des Gottesdienstes versammelte man sich vor der Synagoge. Man spürte die freudige Erleichterung aller, wenn sie sich in angeregtem Gespräch „Shana Tova“ – ein gutes neues Jahr – wünschten.

Der Tag der Versöhnung aber hatte auch eine sehr reale Seite. Meine Mutter bestand jedes Mal darauf, dass ich mich mit Freundinnen, mit denen es Streit gegeben hatte, aussöhnte. Ich fand es ungerecht, dass ich damit immer anfangen mus-

ste. Aus heutiger Sicht war es eine gute Lehre, für die ich meiner Mutter dankbar bin.

## **Bar Mizwa**

Die großen Ereignisse waren damals die Familienfeste. Die Bar Mizwa meines Bruders – der Tag, an dem ein 13-jähriger jüdischer Junge die religiöse Volljährigkeit erreicht – war ein solch großes Ereignis. Dass in unserem kleinen Haus ein Fest mit dreißig oder gar vierzig Gästen stattfinden sollte, war für meine Mutter kein Problem. Aber die Vorbereitungen begannen praktisch schon zwei Jahre vorher. Das erste Anzeichen dafür war eine silberne Sparbüchse von der Dresdner Bank, in die mein Vater immer wieder Geld zur Finanzierung des Festes steckte.

Die gesamte Vorbereitung für diesen großen Tag lag in den Händen meiner Mutter. Sie ging völlig darin auf. Je näher der Tag rückte, desto hektischer wurde es im Haus. Die Gespräche und Telefonate meiner Mutter mit ihrer besten Freundin Frau Frank nahmen zu. Und es wurde sogar ein Koch engagiert, der beim Festmahl die verschiedenen Gänge auch servierte. Mein Bruder und ich wurden natürlich neu ausstaffiert. Es war mir klar, dass dies der Tag meines Bruders war, und ich habe das auch so akzeptiert. Eine Bar Mizwa für Mädchen war damals noch nicht die Regel. So waren auch die Gespräche und Erwartungen ganz auf Walter gerichtet. Ich erinnere mich, dass meine Eltern sehr stolz auf ihren Sohn waren, weil er bei der Feier in der Synagoge gut gesungen und aus der Tora gelesen hatte, wozu ihm viele Bekannte aus der Gemeinde ausdrücklich gratulierten.

## Antisemitismus

Bis zu meinem neunten Lebensjahr hielt ich es für selbstverständlich, dass ich Deutsche jüdischen Glaubens bin. Ich hatte das von meinen Eltern übernommen. Wir Juden von Beuel waren zwar nicht orthodox, aber doch gewissermaßen religiös, weil wir die traditionellen jüdischen Feste ernst nahmen und dann auch in die Synagoge gingen. Und als Minderheit hatten wir ein starkes Selbstbewusstsein entwickelt. Wenn Juden im öffentlichen Leben eine besondere Rolle spielten, waren wir stolz auf sie. Mein Vater und seine Kameraden aus dem Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten waren auch stolz darauf, für ihr Vaterland gekämpft zu haben und ausgezeichnet worden zu sein. Mein Vater hatte das Eiserne Kreuz, mein Onkel Simon in Hamburg war sogar mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet worden. Er hatte als Arzt am Ersten Weltkrieg teilgenommen, mein Vater als Sanitäter.

Für die Kinder aus der Schule und der Nachbarschaft spielte die Tatsache, dass ich der jüdischen Minderheit angehörte, im Allgemeinen keine Rolle. Aber sonst kam es doch öfter vor, zum Beispiel, wenn wir abends Besuch hatten, dass das Wort ‚Rischeskopp‘ fiel, die rheinischen Juden benutzten es für Antisemiten. Für uns Kinder war es eine Tatsache, dass es Menschen in Deutschland gab, die Juden nicht mochten. An ein Erlebnis erinnere ich mich sehr genau. Ich ging in die vierte Volksschulklasse, als mir meine Freundin Luise eröffnete: „Du, meine Eltern haben mir verboten, mit dir zu spielen weil du Jüdin bist und weil die Juden unseren Heiland gekreuzigt haben“. Ich war richtig erschrocken und berichtete es meinen Eltern. Sie klärten mich auf, dass das vor 2000 Jahren geschehen sei, dass Jesus auch Jude war und von den Römern gekreuzigt worden sei und dass wir auf jeden Fall nicht dabei gewesen seien. Das erzählte ich am nächsten Tag Luise. Die meinte dann großzügig: „Ja, wenn das so lange her ist

und wenn ihr nicht dabei wart, dann können wir auch wieder miteinander spielen“. Damit war diese Angelegenheit für sie erledigt – aber nicht für mich. Es war der Anfang von Veränderungen in meinem Leben, die später katastrophale Folgen haben sollten.

## **Das Radio**

Eines Tages kam mein Vater nach Hause und erzählte meiner Mutter, dass man eine neue Erfindung gemacht habe. Sie wurde ‚Radio‘ genannt, und er hatte in Köln an einer Vorführung teilgenommen. Er war richtig aufgeregt und stand noch im Mantel da, als er meiner Mutter erklären wollte, wie es funktioniert. „Du kannst hier hören, wenn jemand in Amerika spricht!“ „Ach, du meinst das Telefon?“ fragte meine Mutter. Kurz darauf kaufte Onkel Karl einen solchen Apparat und lud uns ein, das Wunderding zu bestaunen. Da stand ein kleiner Kasten, aus dem Schnüre heraushingen. An ihrem Ende waren Kopfhörer, die man sich überstülpte. Wir saßen alle um das Radio, es war nachmittags, und hörten in der Kinderstunde die Geschichte von Rumpelstilzchen. Damals ahnten wir noch nicht, dass wir später gezwungen sein sollten, noch ganz anderen Rumpelstilzchen zuzuhören.

## **Theater**

Freunde meiner Eltern entdeckten damals bei mir eine gewisse dramatische Begabung – ich hatte zum 80. Geburtstag meiner Großmutter ein Stückchen aufgeführt – und weil sie Verbindungen zum Theater hatten, versprachen sie, mit einem bekannten Regisseur zu reden. Wir hatten die Angelegenheit längst vergessen, als eines Tages das Telefon klingelte.



Ich hörte meine Mutter sagen: „Das muss wohl eine falsche Verbindung sein!“. Dann flüsterte sie mir zu: „Da ist der Hans Dreier dran!“ Wir wurden zum Interview eingeladen. Hans Dreier war Regisseur am Bonner Stadttheater. Später emigrierte er in die USA.

Sofort nach dem Telefongespräch überlegte meine Mutter aufgeregt, was ich zu dem Termin anziehen sollte. Sie entschied sich für einen weißen Faltenrock, einen zitronenfarbenen gehäkelten Pullover und schwarze Lackschuhe mit weißen Socken. Ich war 11 Jahre alt. Wir trafen uns im Kino ‚Metropol‘, das in der oberen Etage ein Café hatte. Hans Dreier war sehr nett. Ich freute mich, als er mir eine Rolle für die Weihnachtsaufführung im Stadttheater zusagte. Das Stück hieß ‚Kasperles Abenteuer‘ und ich spielte darin sogar zwei Rollen, erst eine Schwarzwälderin und dann ein Engelchen. Ausgewählte Schulfreundinnen bekamen Freikarten, was mein Renommee erheblich steigerte. Damals stand für mich fest, dass ich Schauspielerin werden wollte. Meine Eltern, teils amüsiert, teils erfreut über diese ersten kleinen Erfolge, ließen mich wohlwollend gewähren.

## **Pubertät**

In diese Zeit fällt meine Pubertät, mit der ich nicht zu Rande kam. Mein Bruder befand sich in einer ähnlichen Lage. Wir wurden mit unseren Fragen und Gefühlen ziemlich allein gelassen. Auch die Eltern waren – aus welchem Grund auch immer – keine Hilfe. Die einzige Aufklärung, die wir hatten, geschah auf der Straße durch ältere Spielkameraden. Gretchen war ebenfalls bemüht, mich in die Geheimnisse der Sexualität einzuführen. Sie war zu jenem Zeitpunkt bereits verlobt und erzählte mir viel über ihre Abenteuer mit ihrem Verlobten. Sie gab mir auch einige gute Ratschläge. An einen

dieser Ratschläge erinnere ich mich besonders. Sie erklärte mir, dass man eine ungewollte Schwangerschaft dadurch abwenden könne, dass man einfach nicht mehr zur Toilette ging. Das Baby würde dann ertrinken.

Der Speicher spielte in dieser Zeit eine wichtige Rolle, er war voller Geheimnisse. Dort gab es nicht nur Gerümpel aller Art und das Eingemachte, dort waren auch die Zimmer meines Bruders und unseres Dienstmädchens. Auf dem Speicher stand auch eine große Kiste mit Lehrbüchern aus dem Medizinstudium von Onkel Simon. Er hatte seinen Facharzt in Gynäkologie gemacht und daher war die Literatur, die uns besonders interessierte, reichlich vorhanden. Anhand der Illustrationen lernten wir, wie ein Baby entsteht. Die Tatsache, dass wir es mit wissenschaftlich nüchternen und exakten Darstellungen zu tun hatten, war für uns erleichternd.

Im Schlafzimmer unserer Eltern machte ich einen weiteren Fund. In der Kommode fand ich ein Buch mit dem Titel ‚Bruder und Schwester‘, ein Roman über ein inzestuöses Verhältnis. Bei einer anderen Gelegenheit fiel mir dort das Buch von Van de Velde in die Hände, ein damals bekanntes Werk über Sexualität, das ebenfalls zu meiner Verwirrung beitrug.

In der vierten Klasse machte ich die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium. Fräulein Huber kam eines Morgens in das Klassenzimmer und eröffnete uns, sie habe eine gute Nachricht. Vier Schüler der Klasse hätten es geschafft. Ich war eine von ihnen, sehr zur Freude meiner Eltern.

Damit begann ein neuer Lebensabschnitt. Ich kam in das städtische Oberlyzeum für Mädchen, das jetzige Clara-Schumann-Gymnasium in Bonn. Nun hatte ich einen Schulweg von etwa eineinhalb Stunden zu Fuß oder einer dreiviertel Stunde mit dem Rad. Das machte mir aber nichts aus. Ich liebte diese Schule, die gute Atmosphäre und die freundlichen Mitschülerinnen. Die neuen Schulfächer – Fremdsprachen, Biologie, Geschichte, Geometrie – waren faszinierend. Mein

Lieblingsfach war Deutsch. Ich war jetzt in der Sexta, ging täglich zweimal den langen Weg zur Schule und wuchs und entwickelte mich körperlich zusehends. Bald war ich taktlosen Bemerkungen ausgesetzt, besonders in der Familie.

## **Onkel Leo**

Dieser Mann verfolgte mich mit brutaler Beharrlichkeit. Ich hasste ihn, ich fürchtete ihn, er warf einen Schatten über meine noch kindliche Seele. Ich verbrachte viele Stunden nur damit, meinen ganzen Scharfsinn aufzuwenden, um einen Ausweg zu finden, wie ich mich ihm entziehen und vor ihm schützen konnte.

Auch während des Unterrichts war ich immer wieder in meinen Gedanken damit beschäftigt, wie ich dieses Problem lösen könnte. Aber es wurde immer schlimmer und ich hatte niemanden, mit dem ich darüber sprechen konnte. Meine Mutter hatte sich als wenig hilfreich erwiesen, mein Vater war völlig ahnungslos. Im Gegenteil, wenn meine Tante Jetta verreiste, hieß es: „Du kannst bei Onkel Leo schlafen in dem schönen großen Himmelbett“. Sie hatten sogar ein kleines Schlafzimmer für mich eingerichtet. Tante Jetta meinte „Schlaf’ bei uns heute, Liebchen!“ Ich hatte keine Ausrede und musste folglich bleiben. Eines nachts kam dieses Ungeheuer angetrunken in mein Zimmer und ich sagte zu ihm: „Wenn du nicht sofort verschwindest, schreie ich und rufe Tante Jetta!“ Dieses Mal zog er sich zurück. Als ich es am nächsten Morgen Tante Jetta erzählte, lachte sie amüsiert.

Es wurde nicht besser, und in der Schule wurde ich von Tag zu Tag unaufmerksamer. Die Lehrer merkten zunächst nichts. Dann aber wurde meine Mutter zum Klassenlehrer bestellt, der sich wunderte, wieso sich meine Leistungen so verschlechtert hatten. Sie glaubten beide, dass ich durch das

Theaterengagement zu sehr mit den Proben beschäftigt sei. In der Quinta, ich hatte eine Fünf in Mathematik, blieb ich sitzen.

Das Sitzenbleiben war für meine Familie unbegreiflich. Ich selbst sah es als Teil meiner Tragödie. Zur gleichen Zeit quälten mich Alpträume. Ich träumte damals wiederholt, dass meine Eltern Männer in roten Anzügen bestellt hätten, die mich umbringen sollten. In der Schule merkte die Französischlehrerin eines Tages, dass ich Krämpfe hatte. Sie schickte mich nach Hause mit den Worten: „Deine Mutter wird dir schon alles erklären“. Nichts wurde erklärt. Als ich die erste Menstruation hatte, sagte meine Mutter nur: „Das passiert allen jungen Mädchen“. An diesem Tag ging sie wie immer in den Metzgerladen, um zu helfen und erzählte allen hinter der Theke die große Neuigkeit. Das Verhalten meiner Mutter und ihr Mangel an Verständnis für meine damaligen seelischen Nöte entfernten mich immer weiter von ihr.

Am wohlsten fühlte ich mich noch in der Schule. In meiner Klasse waren auch Kinder aus wohlhabenden Familien. Ich wurde hier und da eingeladen und bekam so einen Einblick in unterschiedliche soziale Verhältnisse. Eines Tages kam eine Einladung von einer sehr reichen jüdischen Familie, die eine Möbelfabrik besaß. Die Lentschners wohnten in einer großen Jugendstilvilla mit Aufzug und hatten mehrere Dienstmädchen, die weiße gestärkte Häubchen und Schürzen trugen. Ich war beeindruckt. Meine Mutter freute sich, dass es mir dort gefallen hatte und sagte: „Wir müssen Lea zu deiner Geburtstagsfeier einladen“. Ich war entsetzt und schrie: „Nein, nein, Mutti, das geht doch nicht, bei uns ist alles so klein!“ Meine Mutter rief Frau Lentschner an, um Lea zur Geburtstagsfeier einzuladen. Mein Bruder versprach, eine Verlosung zu organisieren und wählte kleine Papierspiele aus. Dann kam meine Geburtstagsfeier. Ein Mercedes fuhr vor, der Chauffeur klingelte und führte Lea ins Haus. Es gab Kakao mit diversen

„Kuchenteilchen“, und um sechs Uhr Würstchen mit Kartoffelsalat. Wir spielten, wir tanzten „Rosestock, Holderblüt“, mein Bruder organisierte die Verlosung, wir amüsierten uns, und dann wurde Lea abgeholt. Später kam ein Anruf, es war Frau Lentschner. Meine Mutter sagte zu mir: „Lea meinte, es sei die schönste Geburtstagsfeier gewesen, die sie je erlebt habe.“ Das gab mir viel zu denken.

### **Hitler kommt an die Macht**

In dieser Zeit las ich regelmäßig Zeitung und nahm Anteil an den dramatischen politischen Ereignissen, die die Weimarer Republik in ihren letzten Jahren kennzeichneten. Eines Tages erhielten wir im Deutschunterricht von Studienrat Heintke die Aufgabe, einen Aufsatz über den Herbst zu schreiben. Ich beschrieb meinen Schulweg, raschelndes Laub unter meinen Füßen, und dann folgte der Satz „Und an den Ecken stehen die Arbeitslosen mit den Händen in ihren leeren Taschen.“ Studienrat Heintke rief mich nach vorne, las der Klasse den ganzen Aufsatz vor und kommentierte: „Ein guter Aufsatz, aber das mit den Arbeitslosen an den Ecken ist allerdings etwas übertrieben.“ Ich bestand aber darauf: „Nein, ich sehe das so!“

Bei uns zu Hause waren die abendlichen Besuche von Freunden schon seit langem überschattet von Unsicherheit und Ängsten – ausgelöst durch die wirtschaftliche, soziale und politische Krise jener Jahre. Im Reichstag war die Nazi-Partei immer stärker geworden. Ich schlief schon, als es am 30. Januar 1933 an meine Schlafzimmertür klopfte. Mein Bruder kam herein, rüttelte mich und sagte: „Wach auf, jetzt wird es für uns Juden sehr schlimm werden, Hitler ist an die Macht gekommen“. Reichspräsident von Hindenburg hatte Hitler zum Reichskanzler ernannt. Mit einem Schlag wusste

ich, dass meine Kindheit zu Ende war. Und so war es auch. In der Schule merkte ich zunächst nichts, obwohl Propagandaminister Goebbels sofort antijüdische Parolen verkündete.

Wenn die jüdischen Freunde uns besuchten, sprach man leiser als sonst. Die Meinung war zunächst noch: „Wir Deutschen werden doch diesen Idioten nicht an der Macht lassen“. Dann einige Wochen später: „Die Deutschen werden ihn doch nicht an der Macht lassen. Wir geben ihm sechs Monate.“ Mein Vater trug an seinem Jackett das Bändchen des Eisernen Kreuzes.

Man versuchte erst einmal so weiter zu machen wie bisher. Mein Vater fuhr mit dem Auto zu Kunden, kam aber öfter erschüttert nach Hause und erzählte, dieser oder jener habe sich bei ihm entschuldigt, er könne nichts mehr von ihm kaufen, weil es zu gefährlich für sein Geschäft sei. Bald darauf riefen die Nazis zum Boykott der jüdischen Kaufleute auf. Am 1. April 1933 wurden Geschäfte von SA-Männern umstellt und die Schaufenster mit Hetzparolen wie „Juda verrecke“, „Kauft nicht beim Juden“ beschmiert. An diesem Tag saßen wir alle um den Tisch und versuchten zu essen, verspürten Angst und wussten nicht, was wir tun sollten. Wir beschlossen, uns mit den Verwandten aus der Acherstraße zu treffen. Als wir aus dem Fenster schauten, verstärkte sich unsere Panik, weil eines der Mädchen, die regelmäßig zu uns zum Essen kamen, in BDM-Uniform vor unserer Haustür stand. Aber wir hatten doch gar kein Geschäft und wussten nicht, was wir davon halten sollten.

Dann ging ich zur Schule. Es war der Tag, an dem ich bei einem Theaterstück mit dem Titel „Das Myrtenfräulein“ mitwirken sollte. Auf dem Schulweg hatte ich entschieden, wegen des Boykotts nicht mitzuspielen. Die Lehrerin war schockiert, weil sie mich so kurzfristig nicht ersetzen konnte. Ich hingegen war empört und wollte mich nicht erweichen lassen. Verzweifelt zog mich die Deutschlehrerin, eine junge

Referendarin, die ich gerne mochte, in ein leeres Klassenzimmer. Dort brach sie in Tränen aus und sagte: „Wir wollen das doch alle nicht!“ Ich hatte Mitleid mit ihr und ließ mich umstimmen.

Später trafen wir unsere Verwandten in der Stadt. Vor ihrer Metzgerei stand ein SA-Mann. Als wir in das Haus gehen wollten, kam ein älteres Ehepaar auf uns zu und die Frau sagte zu meinem Onkel, „Sehen Sie, Herr Grüneberg, hätten Sie bloß als Jude Ihr Geschäft jeden Samstag geschlossen, wären Sie jetzt nicht dazu gezwungen worden!“

## **Veränderungen in der Schule**

Die Diskriminierung der Juden machte natürlich vor der Schule nicht Halt. Ich erscheine zum Unterricht und mein Lieblingslehrer, Studienrat Heintke, sagt zu mir: „Bitte informiere deine jüdischen Mitschülerinnen, dass ihr heute nicht am Deutschunterricht teilnehmen dürft. Wir haben Rassenkunde.“ Wir fünf Mädchen zogen uns in ein leeres Klassenzimmer zurück. Ich hatte Angst und war gleichzeitig wütend. Sonst änderte sich nicht viel. Unsere Schuldirektorin Dr. Schellens machte keinen Hehl daraus, dass sie keine ‚Hitlerike‘ war. Viel später wurde sie deswegen strafversetzt.

Für mich war die Musikstunde der Höhepunkt der Woche. Unser Musiklehrer, Herr Zumer, den wir alle verehrten und der glaubte, er sei ein zweiter Beethoven, gestaltete den Unterricht sehr interessant. Sein Klavier verwandelte er mit Heftzwecken in ein Cembalo. Eines Morgens kam er in den Unterricht und eröffnete uns, dass er ein Lied geschrieben habe und dass wir dies nun lernen sollten. Als ich den Text hörte, war ich entsetzt:

Deutschland ist herrlich aufgewacht.

Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!

Starke Männer haben die Macht.  
Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!  
Schaut auf die braunen, schwarzen Scharen.  
Sie dachten an den Sieg seit vierzehn Jahren.  
Treu ihrem Führer zugewandt,  
Nur ein Herz für das Vaterland!  
Neues Deutschland freue Dich!  
Denn Adolf Hitler führet Dich!

Dann kam das erste Kind in Uniform zur Schule. Eine meiner Schulfreundinnen, die Tochter eines sozialdemokratischen Rechtsanwalts, erzählte später, dass sie die Mitschülerin gefragt habe, warum sie in dieser Uniform zur Schule gekommen sei. Die Antwort: „Meine Eltern meinten, ich solle lernen, wie man Juden hasst.“ In unserer Klasse gab es eine Schülerin, Gertrud Schleimer, die ich besonders gerne mochte. Sie wohnte außerhalb von Bonn, in Wesseling, und durfte wegen der unregelmäßigen Zugverbindungen manchmal etwas später kommen, was mich sehr beeindruckte. Ich lud sie zu einer Geburtstagsfeier ein. Wie üblich gab es um sechs Uhr Würstchen mit Kartoffelsalat. Gertrud schmeckten die Würstchen wohl besonders gut, denn sie sagte: „Die Würstchen sind aber prima, wo kauft Deine Mutter die?“ Ich erklärte ihr, dass wir alles Fleisch von Onkel Leo Grüneberg aus der Acherstraße bekommen. Sie wollte ihrer Mutter diese Metzgerei empfehlen. Als ich sie viele Jahre später bei einem der Klassentreffen wieder sah und wir Erinnerungen austauschten, erzählte sie mir, dass ihre Mutter damals gesagt habe: „Die Würstchen kann ich nicht bei Metzgerei Grüneberg kaufen. Dat sin’ doch Jüdde!“

Die Juden in Deutschland mussten nun lernen, wo sie sich im öffentlichen Leben noch bewegen konnten und wo sie bereits ausgeschlossen waren. Das änderte sich beinahe täglich. In dieser Situation unternahmen wir einen Ausflug zum Ho-



tel Dreesen. Wie immer setzten wir uns auf die Rheinterrasse und wie immer begrüßten uns die Besitzer Georg und Fritz Dreesen. Aber diesmal sagte Georg zu meinem Vater: „Herr Kober, Sie sind gute Kunden und alte Freunde von uns. Aber wir müssen Ihnen sagen, dass Hitler bei uns zu Gast ist.“ Zögernd standen wir auf und verabschiedeten uns, gingen um das Hotel herum und da stand er auf der Treppe am Eingang. Mir ist heute noch die überwältigende Angst gegenwärtig, die ich damals empfand. Wir liefen zu unserem Auto. Damit mussten wir auch Dreesen aufgeben.

## **Zionismus**

Mit dem Zionismus hatte ich bis dahin noch keine Berührung. In unserem Wohnzimmer stand eine blaue Blechbüchse mit der hebräischen Aufschrift „Keren Kajemeth Leisrael“. Der „Jüdische Nationalfonds“ sammelte Geld für Bodenerwerb in Israel. Es gab aber noch kein Land, das Israel hieß, und ich hatte überhaupt keine Vorstellung, was das alles bedeutete. Was meine Mutter darüber wusste, war wohl wenig. Aber wenn meine Mutter „Kränzchen“ hatte, wurde der Gewinn vom Romméspiel in diese Büchse gesteckt.

Dass mein Onkel Simon mit Frau und Kindern schon 1923 nach Palästina auswandern wollte, um eine Klinik in Haifa aufzubauen, wusste ich nicht. Tante Tilly war vorausgefahren und hatte den Aufbau der Klinik betrieben. Onkel Simon folgte ihr. Sie gaben nach einem Jahr auf, weil sie zu wenig Patienten hatten. In Haifa wohnten zwar Juden, Araber und deutsche Missionare, doch die Umgebung war noch wenig besiedelt. Sie kehrten mit den Kindern zurück nach Hamburg, blieben aber überzeugte Zionisten. Auch die 1932 erfolgte Auswanderung einer Schwester meines Vaters mit ihrem polnischen Mann nach Palästina war mir nicht bekannt.

Mit dem politischen Zionismus beschäftigte ich mich zum ersten Mal während eines Besuchs im Frühjahr 1933 bei meinen Verwandten in Hamburg. Eines Tages sagten Onkel Sim und Tante Tilly zu mir: „Es ist Donnerstagnachmittag, unsere Praxen sind geschlossen, wir haben Zeit für einen Ausflug. Hast du Lust, mit uns in die Lüneburger Heide zu fahren und ein Picknick zu machen?“ Ich stimmte begeistert zu und so fuhren wir los. Wie ich im Laufe dieses Nachmittags dann herausfand, handelte es sich um eine kleine ‚Verschwörung‘ meiner Verwandten, die mich für den Zionismus gewinnen wollten. Als wir beim Picknick saßen, zog Tante Tilly ein Buch aus ihrer Tasche, Theodor Herzls Tagebuch. Sie erzählte von Herzls Ideen und sprach über Auswanderung nach Palästina. Meine spontane Reaktion darauf war: „Nein, ich möchte nicht gerne in einem Land sein, in dem nur Juden leben!“ Aber diese Gedanken ließen mich in der Folgezeit nicht mehr los und ich las Herzls Buch „Der Judenstaat“. Für mich klang es überzeugend, dass man ein Zuhause haben muss, in das man zurückkehren kann, wenn man als Gast nicht mehr willkommen ist. Und dieses Zuhause sollte der Judenstaat sein. Die Sehnsucht nach Zion war uns aus dem Alten Testament vertraut. Für mich war es Anlass, mich intensiv mit der jüdischen Geschichte zu beschäftigen.

## **Karla**

Die Rückreise von Hamburg nach Beuel machte ich mit Karla, einer entfernten Verwandten, die ich in Hamburg kennen gelernt hatte und mit der ich mich sofort verstand. Sie sollte meiner Mutter im Haushalt helfen, weil wir zum damaligen Zeitpunkt kein Dienstmädchen mehr hatten. Für Karla war dieses „Praktikum“ in einem Haushalt Teil der Vorbereitung auf die Auswanderung nach Palästina. Sie war zwar sieben

Jahre älter als ich, aber seltsamerweise spielte dieser Altersunterschied zwischen uns überhaupt keine Rolle und wir wurden enge Freundinnen. Durch Karla wurde ich tiefer in das zionistische Gedankengut eingeführt. Sie hatte diese jugendbewegte Haltung, die große Teile der damaligen jungen Generation ergriffen hatte. Mit ihrer Hilfe gründete ich in Bonn eine zionistische Jugendgruppe.

In der Folgezeit bemühte ich mich, Mitglieder zu werben. Durch Karla bekam ich Kontakt zu Zionisten in Bonn. Dann wandte ich mich an Mädchen in meiner Schule, von denen ich annahm, dass sie an jugendbündischen Aktivitäten interessiert waren. Inzwischen hatte ich viele von Herzls Ideen übernommen und las Bücher über Palästina und Sozialismus. So erzählte ich beispielsweise meinen jüdischen Klassenkameradinnen begeistert von der neue Heimat Palästina.

In Deutschland gab es damals sehr unterschiedliche zionistische Organisationen und Bünde. Mein Bruder gehörte den ‚Kameraden‘ an, einer rechts gerichteten Jugendorganisation, für die ich noch zu jung war. Ich brachte eine Gruppe von etwa sechs bis acht Mädchen zusammen die sich zu gemeinsamen Unternehmungen, Wanderungen, Nachtfahrten, Zeltlagern und dergleichen trafen. Die Jugendbewegung in Deutschland war schon vor Hitler sehr lebendig und stark und ich fühlte mich davon angezogen. Sie war ziemlich unpolitisch, naturverbunden und kritisch gegenüber der Mittelschicht. Man war ‚zünftig‘, wanderte in die Wälder, saß am Lagerfeuer, sang und verachtete die Spießbürger. Auf diese Weise verschafften wir uns die Erlebnisse der bündischen Abenteuerromantik, von der wir von den Nazis ausgeschlossen worden waren. Zugleich aber bedeutete das den Anfang meines zionistischen Engagements.

Mit Karla teilte ich sehr viel. Sie nahm mich mit in Filme, die meiner Altersgruppe noch verwehrt waren. Nach dem Besuch des Films „Saison in Kairo“ mit Renate Müller und

Willy Fritsch erklärte ich meinem Vater: „Nach Kairo werde ich mal kommen!“ Dies war eine Vorahnung, die sich später erfüllen sollte. Durch Karla kam ich auch in Kontakt mit der Bonner Gruppe des Hechaluz – eine Organisation, die junge Juden für die Landwirtschaft ausbildete und auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitete.

In der Jüdischen Gemeinde gab es viele Menschen, die sich für unsere Aktivitäten interessierten. Während Karla noch bei uns war, wurden wir eingeladen vom Frauenvorstand der Beueler Jüdischen Gemeinde. Das war Frau Kaufmann, die mit meiner Mutter befreundet war. Karla und ich nahmen die Einladung an und, nachdem wir von Palästina erzählt hatten, wurden wir aufgefordert, die Horra – den jüdischen Gruppentanz – zu tanzen. Dann fragte Frau Kaufmann, ob wir die zionistische Hymne singen könnten. Da standen wir zwei und sangen inbrünstig die Hatikwa. Unsere eigenen Vorstellungen von Palästina waren damals stark geprägt durch einen zionistischen Film, der das Land als attraktiv und in rosigen Farben schilderte.

Der Vorsteher der Beueler Jüdischen Gemeinde hieß Goldreich. Er war ein sehr angesehener Mann, strahlte Weisheit und Güte aus und hatte kluge Augen. Ich mochte ihn schon als kleines Kind gern. Als ich dann zum Zionismus gefunden hatte, traf ich Herrn Goldreich eines Tages auf der Straße. Er sagte mir, er sei auch Zionist und hoffe, mit seiner Familie nach Erez Israel auswandern zu können. Tatsächlich traf ich ihn viele Jahre später in Jerusalem wieder.

Dann kam die Zeit, da Karla nach Hamburg zurück musste. Ich war sehr traurig. Zudem musste ich mich zu diesem Zeitpunkt mit dem Gedanken vertraut machen, die Schule zu verlassen, weil meine Eltern das Schulgeld nicht mehr bezahlen konnten. Es war für mich ein furchtbarer Schock und ich wurde mit dieser Tatsache einfach nicht fertig. Es wurde auch nicht mit mir besprochen oder diskutiert. Ich lebte zu

Hause, hatte ein Dach über meinem Kopf und zu Essen hatte ich auch. Was gab es da noch zu besprechen? Mit meinem Bruder konnte ich auch nicht reden. Er hatte überhaupt kein Verständnis für mich.

## **Probleme mit den Eltern**

Ich fand die Situation so bedrückend, dass ich von zu Hause weglief. Leider kam ich aber nur bis Köln, wo ich bei Mitgliedern des Bundes unterschlüpfen konnte. Mein Vater holte mich zurück und so fing wieder alles von vorne an. Meine Mutter wurde immer unzugänglicher und wies mir die Rolle eines Dienstmädchens zu. Ich musste früh aufstehen, Betten machen, Fenster putzen und andere Hausarbeiten verrichten. Wenn ich die großen schweren Betten im Schlafzimmer meiner Eltern gemacht hatte, fiel ich oft erschöpft aufs Bett. Ängstlich hörte ich meine Mutter die Treppe hinauf eilen. „Was machst du denn, bist du krank?“ fuhr sie mich an.

Die Treppe spielte in meinen Angstgefühlen eine große Rolle. Es war die Treppe, die von der kleinen Eingangshalle unseres Hauses bis nach oben zu den Schlafzimmern führte, auch zu meinem Zimmer. Aber mein Zimmer bedeutete für mich mehr. Es war ein geheiligtes Rückzugsgebiet, wo ich lesen und meinen Gedanken nachhängen konnte, während sich die übrige Familie im Wohnzimmer aufhielt. Schon früher hatte meine Mutter öfter gerufen: „Was machst du denn da oben?“ Jetzt, da ich mich als Dienstmagd empfand, war das Zimmer noch wichtiger geworden. Und die Treppe wurde zu einem bedrohlichen Einfallstor für eine Invasion in mein Refugium. Wenn meine Mutter die Treppe hinauf stürzte und ihre Ellbogen aggressiv hin und her schwenkte, verkündete mir bereits diese Bewegung eine Verurteilung, die ich als höchst ungerecht empfand. Mit dieser Treppe verbinde ich auch eine

andere schlimme Erfahrung mit meiner Mutter. Ich hatte damals eine Freundin, mit der ich meine intimsten Probleme besprach. Sie schrieb mir eines Tages einen Brief, den meine Mutter wie selbstverständlich öffnete. Noch heute spüre ich die Angst, als ich oben an der Treppe stand und meine Mutter unten, den Brief in der Hand und Worte lesend, die nur für mich bestimmt waren. In diesem Moment hasste ich sie.

In meiner Erinnerung war diese Zeit ein reines Martyrium. Meine Rolle im Elternhaus hatte sich grundlegend geändert, ich war für mein Gefühl von der höheren Tochter zum Dienstmädchen degradiert worden. Ich schämte mich und war sehr unglücklich. Zugleich musste ich nun, da ich das Oberlyzeum nicht mehr besuchen konnte, aus Altersgründen in die Berufsschule in Beuel gehen, in der ich mich völlig deplatziert fühlte.

Diese neue Situation war für mich fast unerträglich. Ich sah wohl, wie sich meine Eltern quälten, um das Leben so zu gestalten, dass wir wenigstens unser tägliches Brot hatten, und auch kleine Unternehmungen arrangierten, uns mit Familienmitgliedern trafen oder auch mal ein Café oder Kino besuchten. Ich war ziemlich auf mich selbst angewiesen. Oft besuchte ich den Hechaluz und traf mich mit Freundinnen.

Mir ist aus dieser Zeit eine Szene in Erinnerung geblieben: es war das Ende eines schönen Sommertages. Ich machte mich wieder einmal fertig für einen Abend beim Hechaluz. Die Kleidervorschrift war weiße Bluse, dunkler Rock. Meine Haare waren frisch gewaschen und zum ersten Mal benutzte ich ‚Mattecrème‘. Im Hof warteten einige Jungen auf mich. Ich kam die Treppe herunter, ging durch die Küche, wo meine Mutter stand, die ganz begeistert rief: „Habe ich nicht eine schöne Tochter?“. In diesem Moment war ich sehr, sehr glücklich, weil sie mir nach langer Zeit ein Zeichen der Anerkennung geschenkt hatte.

Ich habe immer gewusst, dass meine Eltern gute Menschen waren, dass sie mir eine wunderbare Kindheit ermöglicht hatten mit viel Liebe und Freiheit. Sie waren mir in vielen Dingen ein Vorbild, besonders in ihrer nie ermüdenden Hilfsbereitschaft gegenüber Nachbarn und anderen Mitmenschen. Umso schwerer wogen die Spannungen, die zwischen meinen Eltern und mir entstanden. Ich war unglücklich darüber, dass ich ihnen nichts recht machen konnte, ich fühlte mich von ihrer Liebe und Anerkennung ausgeschlossen. Daraus entwickelte sich bei mir ein Schuldgefühl, das mich mein Leben lang begleitete. Es war umso schlimmer, weil es uns nicht mehr gönnt war, diese Unstimmigkeiten zu bereinigen.

## **Verhaftung**

Nach wie vor half meine Mutter samstags im Metzgerladen meines Onkels in der Acherstraße beim Verkauf. Das Geschäft lief noch, weil die Kunden Qualität schätzten und ihre Gewohnheiten nicht aufgeben wollten.

Am 10. August 1935 ging ich nach der Schule in die Acherstraße. Tante Jetta war in Hamburg, um ihre Herzbeschwerden von Onkel Sim behandeln zu lassen. Als ich den Laden betrat, stand meine Mutter dort mit kreideweißem Gesicht und wies mit dem Kopf in Richtung Kontor. Durch die Fensterscheiben sah ich zwei SA-Männer, die Onkel Leo verhafteten. Meine Mutter wandte sich zu mir und sagte: „Du musst jetzt zum Bahnhof gehen, Tante Jetta abholen und ihr sagen, dass Onkel Leo verhaftet worden ist.“ Ich war wie benommen und überbrachte der Tante die Nachricht.

Als ich eine Woche später über den Marktplatz ging, rief der Zeitungsverkäufer: „Der jüdische Schweinemetzger Grüneberg wegen Devisenschieberei verhaftet!“ Onkel Leo hatte versucht, seine Schäfchen nach Holland ins Trockene zu

bringen. Offensichtlich hatte ihn jemand verraten. Im ‚Westdeutschen Beobachter‘ stand folgender Bericht:

*Der Jude Grüneberg führte lange Jahre in der Acherstraße eine Metzgerei, die sich leider auch unter der arischen Bevölkerung Bonns einen großen Kundenkreis erwerben konnte. Trotz der vielen bezeichnenden Vorkommnisse in jüdischen Metzgereien Bonns sowohl als auch in anderen Städten scheuten sich diese kurzsichtigen Volksgenossen nicht, weiterhin bei einem Juden ihre Einkäufe zu tätigen. Durch diese Kunden ist es dem Juden Grüneberg möglich geworden, ein großes Vermögen zu erwerben, das aber nicht, wie es bei deutschen Handwerkern und Kaufleuten selbstverständlich ist, der deutschen Wirtschaft diente, sondern fast restlos ins Ausland verschoben (...) wurde. Während der Jude Grüneberg das von seinen deutschen Kunden erworbene Geld über die Grenze schmuggelte, führte er seinen Geschäftsbetrieb nur durch Ausnutzung ihm gewährter Kredite weiter, (...) an deren Rückzahlung er natürlich gar nicht dachte. (...)*

*Und unsere Volksgenossen halfen diesem verbrecherischen Juden. (...) Es gibt für diese Haltung keine Entschuldigung (...). Wer heute noch beim Juden kauft, dokumentiert damit, daß er absichtlich das deutsche Volk in seinem Abwehrkampf gegen seinen größten Feind nicht unterstützen will. (...) Unter den Judenkunden befindet sich eine nicht geringe Zahl sehr bekannter Bonner Persönlichkeiten, unter anderem höhere Beamte, Ärzte, Rechtsanwälte eine Reihe Gaststätten- und Hotelbesitzer, sonstige bekannte Kaufleute (...). Wir überlegen noch, ob wir ihre Namen nicht der Öffentlichkeit bekannt geben.*

Das geschah schon bald. In seinem „Bericht über die politische Lage“ am 24. August 1935 nannte auch der Oberbürgermeister der Stadt Bonn, Ludwig Rickert, die Namen prominenter „Judenkunden“, die der ‚Westdeutschen Beobachter‘ bereits am 19. August veröffentlicht hatte.



Meine Tante Jetta wurde kurz darauf festgenommen. All dies löste bei uns existenzielle Ängste aus und versetzte uns in einen Zustand der Ratlosigkeit und Unsicherheit. Hatte sich mein Vater vielleicht noch an die Hoffnung auf Gerechtigkeit geklammert, dass uns als guten Deutschen und ihm als dekorierten Frontkämpfer so etwas nicht widerfahren würde, so wurde seine Hoffnung jetzt nachdrücklich erschüttert.

In der Folgezeit hörte man viel von Verhaftungen aus politischen Gründen. Leute verschwanden, ohne dass man erfuhr wohin. Auch wenn man darüber nicht reden durfte, man wusste von „Arbeitslagern“. Aus Angst vor den Folgen umschrieb man das Verschwinden von jüdischen Bekannten mit „sie seien verreist“. Das sagte man auch von denjenigen, die schon ausgewandert waren.

## **Hamburg**

So kam es, dass ich meine Eltern 1935 bat, mich für einige Zeit nach Hamburg gehen zu lassen. Nach Gesprächen mit den Verwandten – besonders Tante Tilly setzte sich sehr für mich ein – begann ein neuer, ganz bedeutender Abschnitt in meinem Leben.

Erwartungsvoll saß ich mit meinem Vater im Zug. Er sah mich liebevoll und traurig an und verstand nicht ganz, warum ich so sehr nach einem anderen Leben strebte. Er hielt große Stücke auf mich, glaubte, dass ich vieles erreichen könnte. Er hatte schon öfter geäußert, dass ich eine gute Rechtsanwältin werden könnte. Aber wie sollte das in diesen Zeiten möglich sein? Auf jeden Fall war ich dankbar, dass er mir diese Reise ermöglichte. Ich freute mich auf Hamburg, weil es so anders war als die kleinstädtische Atmosphäre, aus der ich kam. Bei meinen früheren Besuchen hatte ich mich in Hamburg wohlfühlt. Die Menschen dort – zumindest die, denen ich

begegnet war – wirkten auf mich großzügig, kosmopolitisch und liberal. Zugleich hatte Hamburg für mich etwas Romantisches. Im Haus meines Onkels wurde viel gelesen und musiziert. Man hatte Umgang mit Künstlern. Es war alles viel freier und anregender.

Natürlich trat ich gleich in den Haschomer Hazair ein – zu Deutsch ‚Junger Wächter‘ – und erlebte auch dort eine ganz andere Art von Menschen. Diese zionistisch-sozialistische Jugendorganisation war Anfang der Zwanziger Jahre in Osteuropa gegründet worden und vor allem in Polen aktiv. In Deutschland gab es sie erst seit 1931. Erklärtes Ziel ihrer Mitglieder war der Aufbau einer jüdischen Heimstatt in Palästina. Die Organisation trug viele Merkmale der Pfadfinderbewegung, aber sie war politischer. Die Menschen, die ich dort traf, waren marxistisch orientierte, sich für ihre Sache aufopfernde und völlig unsentimentale Idealisten. Ich war begeistert.

Meine Tante hatte für mich einen Arbeitsplatz gefunden, bei Eva von der Dunk, die einen Buchladen hatte. Man mietete ein Zimmer für mich, für das meine Eltern nur ungern zahlten. Frau von der Dunk war verwitwet und die Tochter des jüdischen Philosophen Ernst Marcus. Bei ihr war ich so etwas wie eine „Haustochter“: Ich kochte Mittagessen, räumte ein bisschen auf, es wurde nicht viel verlangt. Durch sie lernte ich eine neue Welt kennen. Dazu gehörte vor allem der Buchladen, der direkt mit der Wohnung verbunden war. Wenn ich Zeit hatte, ging ich in dieses Paradies, nahm mir die neuesten Bücher heraus und las.

In Frau von der Dunks Buchladen verkehrten bedeutende Persönlichkeiten, darunter auch der jüdische Philosoph Martin Buber. Ich lernte ihn kennen und war fasziniert von ihm. Ich las seine Bücher und hörte seine Vorträge, über die wir auch in der Gruppe diskutierten. Besonders erinnere ich

mich an seine geradezu prophetischen Aussagen über den zu gründenden Judenstaat.

Meine Tante war zu dieser Zeit noch in Hamburg, bereitete sich aber auf eine neuerliche Auswanderung nach Palästina vor. Zu meiner großen Freude traf ich auch Karla wieder, sie half meinem Onkel in der Praxis. Leider gab es schon einen Termin für ihre Abreise nach Palästina. Ich war so traurig darüber, dass ich es nicht fertigbrachte, sie am Bahnhof zu verabschieden. Es sollten viele Jahre vergehen, bis wir uns wiedersahen.

Inzwischen stand auch das Datum der Auswanderung meiner Tante fest. Sie veranlasste, dass ich nach ihrer Abreise im Haus meines Onkels wohnen konnte. Über diese Entwicklung war ich mehr als glücklich. Mit der Zeit intensivierte ich meine Mitarbeit bei den Zionisten und war oft unterwegs, um neue Mitglieder zu werben – ‚keilen‘ sagte man damals. Eines Tages besuchte ich eine jüdische Familie, die aus Russland stammte und eine sechzehnjährige Tochter hatte. Ich wollte sie für unsere Idee gewinnen. Man nahm mich sehr freundlich auf und die junge Russin und ich wurden Freundinnen. Eines Tages ging ich zu ihr, die Mutter erzählte, dass ihre Tochter mit Grippe im Bett liege. Während ich am Krankenbett saß, wurde meine Freundin immer zutraulicher und zärtlicher. Ich hielt das zunächst für russische Herzlichkeit, bis sie zu meinem Schreck immer zudringlicher wurde. Ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte und hielt mich in der Folgezeit auf Distanz.

Was mir auch gefiel im Haus meines Onkels, war der Umgang mit den Freunden meiner Cousins, die viele geistige und kulturelle Interessen hatten, zu denen ich bis dahin keinen Zugang gehabt hatte. Das galt auch für ihre Vergnügungen. Es gab ausreichend Gelegenheit für mich, mit ihnen die neuesten Tänze einzuüben. Im Rückblick erinnere ich mich natürlich auch an die Schattenseiten meines Hamburg-Auf-

enthalt. So sehr mich diese großstädtische Erwachsenenwelt faszinierte, ich war doch noch ein Kind. Was mir fehlte, waren Liebe und Zuwendung. All die neuen Erfahrungen waren immer auch begleitet vom Gefühl der Einsamkeit.

Vielleicht hätte diese Einsamkeit durch eine verständnisvolle Haltung meiner Eltern etwas gemildert werden können. Stattdessen ging der Konflikt mit ihnen weiter und vertiefte sich noch. Obwohl ein gutes Verhältnis zwischen meinen Eltern und Onkel Sim und Tante Tilly bestand, waren sie doch der Meinung, dass das liberale und intellektuelle Klima im Haus meiner Verwandten für mich nicht förderlich sei. Hinzu kam wohl, dass sie durch die eigene gesellschaftliche Ausgrenzung und die damit verbundene materielle Katastrophe völlig aus ihrem gewohnten Lebensrhythmus geworfen waren.

Eines Tages erhielt ich einen Brief von zu Hause. Mein Vater schrieb unter anderem:

„Ich hatte es mir gedacht, dass Du uns vergessen wirst! Du hast nie viel Gemüt und Herz gehabt für Deine Eltern. Du lebst auch dort anscheinend in einer Atmosphäre, die nicht zu Deinem späteren Wohle ist. (...) Du bist bis jetzt einfach erzogen und ich möchte, wenn Du aus Hamburg zurückkommst, keinen eingebildeten überstudierten vorlauten Großstadtfratz im Hause haben. (...) Wie Du weißt, bin ich immer noch Vertreter für einen Artikel, der aus dem Ausland kommt und momentan nicht vorhanden ist. Ich habe in den letzten Wochen pro Woche 25 Mark verdient. Das ist die reine Wahrheit. Ich kann weder Miete, noch Stundengeld für irgendetwas zahlen und musst Du Dich damit abfinden, in einigen Tagen nach Hause zu kommen.“

Meine Eltern müssen über meine ganze Entwicklung sehr verzweifelt gewesen sein. Sie waren offenbar derart alarmiert, dass meine Mutter nach Hamburg gereist kam, um nach dem Rechten zu sehen. In dieser Zeit war ich ja ‚bündisch‘ enga-

giert und dazu gehörte natürlich die bündische Kluft, die aus einer samteneu ‚Kletterjacke‘ und einem Rock aus Cordsamt mit vielen Reißverschlüssen bestand. Ich hatte mir den Rock bei einem weitläufig verwandten Schneider machen lassen, der ihn mir ganz billig genäht hatte. Dermaßen gewandet erschien ich vor meiner Mutter. Sie hatte vorgeschlagen, dass wir uns in einem vornehmen Café am Jungfernstieg treffen. In meiner Kluft passte ich überhaupt nicht dorthin. Das Ganze war mir peinlich und meiner Mutter wohl ebenso. Für mich war der Besuch wie ein Alptraum. Ich weiß nicht mehr, was meine Mutter unternahm und mit wem sie gesprochen hat. Von ihrem Abschied habe ich nur das Gefühl von Trauer und Enttäuschung in Erinnerung. Ich blieb aber weiter in Hamburg.

Dann kam das Winterlager des Bundes. Es war nach Weihnachten 1935. Frau von der Dunk hatte mir einen fantastischen Rucksack geschenkt. Ich wollte unbedingt mitmachen. Meine Eltern waren, wie erwartet, dagegen. Mein Vater schrieb in seinem Brief zu meinem Geburtstag, der in diese Zeit fiel:

„Mutti wünscht, dass Du die Fahrt nicht mitmachen sollst. Es hat mit Deiner Ansicht nichts zu tun. Es ist der Wunsch der Eltern, und dem musst Du Dich fügen. Ob es richtig ist oder nicht, musst Du unserer Beurteilung überlassen. Du musst eben gehorchen, und wenn Du es noch nicht gelernt hast, musst Du es eben noch lernen.“

Aber ich war finster entschlossen und fuhr mit. Das Lager war für mich ein ganz neues Abenteuer. Wir wohnten in einer Jugendherberge, sehr primitiv. Es lag Schnee. Alles war sehr ‚zünftig‘. Abends war ich überrascht, als ich einige Pärchen beobachtete, wie sie zusammen in den Schlafsack krochen. Natürlich gab es neue Aufregung, als ich meinen Eltern berichtete, dass ich im Winterlager gewesen war.

Ich war etwa neun Monate in Hamburg, als mein Onkel mir eröffnete, dass meine Eltern ihn dringend gebeten hatten, mich nach Beuel zurückzuschicken. Er bedauerte es sehr. Ich erinnere mich nicht mehr an den Abschied von Hamburg, aber ich weiß noch genau, wie unglücklich ich war, als ich wieder in Beuel ankam. Meine Mutter war nervös, unnahbar und traurig über die existenzielle Ungewissheit, da der Vater kein Einkommen mehr hatte. Unser tägliches Leben war abhängig von willkürlichen, nicht vorhersagbaren Entscheidungen und Ereignissen. Es blieb nichts anderes übrig, als in den Tag hinein zu leben.

### **Zionistische Aktivitäten**

Die Atmosphäre in Beuel und Bonn war für uns beängstigend. Ich erinnere mich, dass ich im Bett lag und Nazis singend am Haus vorbei marschieren hörte. Obwohl ich nicht mehr weiß, wie oft ich das tatsächlich erlebt habe, entsinne ich mich noch sehr genau an die damit verbundene Furcht, dass die Nazis kommen könnten, um meinen Vater oder uns alle abzuholen.

Wenn man sich traf, wurde vor allem darüber gesprochen, wer Deutschland schon verlassen hatte und wohin er gegangen war. Es gab Länder wie Argentinien, die USA oder Südafrika, die Juden aufnahmen, wenn diese über die nötigen Mittel verfügten. Einige wohlhabende Juden aus Bonn waren bereits nach Südafrika und nach Holland emigriert. Andere waren einfach verschwunden. Man vermutete, dass sie in „Arbeitslager“ gekommen seien. Zugleich entwickelte sich angesichts der Bedrohung aber auch so etwas wie Galgenhumor.

Eines Tages stehe ich mit meiner Mutter in der Küche als es an der Tür läutet. Ich öffne, Frau Frank steht da und ruft über

meinen Kopf hinweg meiner Mutter zu: „Ja, Frau Kober, Sie stehen hier am Herd und kochen, während gleich unser Führer an der Ecke vorbeikommt!“ Als ich das hörte, lief ich an die Ecke und sah ihn mit erhobenem Arm im offenen Auto stehen. Ich war die Einzige, die dort stand.

Intensiv wurden auch die Möglichkeiten erörtert, ein Zertifikat für die Einwanderung nach Palästina zu bekommen. Das war aber sehr schwierig, denn ein Zertifikat war wie ein Lottogewinn. Palästina stand unter englischer Mandats Herrschaft. Aus politischen Gründen wurde die Zahl der Einwanderer begrenzt, so gab es nur eine beschränkte Anzahl von Zertifikaten. Sie wurden erteilt, wenn man von bereits in Palästina lebenden Verwandten angefordert wurde oder auf einer Warteliste stand. Die meisten Zertifikate waren für jüngere Leute vorgesehen. Die zionistischen Organisationen setzten dabei voraus, dass man gesund und arbeitsfähig war und eine zweijährige Vorbereitungszeit beispielsweise in der Landwirtschaft absolviert hatte. Daneben gab es das so genannte Kapitalisten-Zertifikat, für das man über 1000 englische Pfund verfügen musste.

Der Amerikanerin Henrietta Szold, neben Recha Freier Mitbegründerin der Jugendalijah, gelang es in zähen Verhandlungen mit den Engländern, für 14- bis 18-jährige ein eigenes Einwanderungszertifikat nach Palästina zu erwirken. Wenn man sich dafür anmeldete, musste man einen Monat lang zur Beobachtung in ein Lager. Diese Lager wurden von der Jugendalijah organisiert, die dann auch für die Auswanderung sorgte. In Palästina wurden die Jugendlichen für zwei Jahre in einem Kibbuz untergebracht, der verpflichtet war, für Arbeit und Ausbildung zu sorgen. Dafür sollten die Eltern einen Beitrag zahlen. Waren sie dazu nicht in der Lage, zahlte die zionistische Organisation. Nach diesen zwei Jahren im Kibbuz sollten die Jugendlichen einen ‚Garin‘ – eine Kerngruppe – bilden und nach Möglichkeit einen neuen Kibbuz gründen.

Die Rekrutierung für die Auswanderung der Jugendlichen war die Hauptaufgabe des ‚Bundes‘.

Nach der Rückkehr aus Hamburg stürzte ich mich in die Arbeit für den ‚Bund‘. Zunächst ging ich in den Hechaluz nach Bonn. Ich wollte eine Haschomer Hazair-Gruppe gründen und setzte mich mit der Kölner Organisation in Verbindung. Von meinen Plänen erzählte ich auch dem Lehrer Nussbaum. Er gab mir den Hinweis, dass sich einer seiner ehemaligen Schüler, Ulrich Rosenthal, für die zionistischen Ideen interessierte. Ich sprach ihn an und Ulrich war bereit, mitzumachen.

Wir verstanden uns sofort und wurden gute Freunde. Wir waren gleichaltrig und hatten viele gemeinsame Interessen und Ziele. Was mich an ihm vor allem anzog, war sein Intellekt. Wir brachten Jugendliche zwischen 18 und 21 Jahren zusammen, diskutierten über politische Fragen, besonders über Sozialismus und Marxismus und organisierten Wanderungen und Fahrten für unseren neuen Haschomer Hazair. Außerdem richteten wir eine Gruppe für Jüngere ein, „Söhne der Wüste“ genannt, für die wir ebenfalls ein Programm anboten.

Während meines Aufenthalts in Hamburg hatte ich führende ‚Bund‘-Aktivisten kennen gelernt, die mir sehr imponierten und die mir nun in Köln wieder begegneten. Sie waren bereit, Ulrich und mich beim Aufbau unseres Haschomer Hazair zu beraten und uns auch praktisch und organisatorisch zu helfen. Durch sie wurden wir mit den Themen und der Bildungsarbeit des Bundes vertraut gemacht.

Wichtig für die Gruppen war, dass alle Themen in Form einer Diskussion, wir nannten sie ‚Sicha‘, behandelt wurden. Es kam ein Referent von außerhalb oder ein Gruppenmitglied bereite ein Thema vor und wir diskutierten den Vortrag intensiv. Es handelte sich im Grunde genommen um Weiterbildung für junge Menschen, denn die Themen erstreckten



sich auf alle Wissensgebiete und auch auf konkrete Probleme junger Menschen, von den neuesten Erkenntnissen in den Naturwissenschaften bis hin zu Erziehungsfragen und dem Verhältnis zu den Eltern. Natürlich bildeten Politik und Geschichte einen besonderen Schwerpunkt. Wir behandelten Themen wie Pazifismus und Freiheitsbewegungen, diskutierten über Gewerkschaften, lasen das Alte Testament als jüdisches Geschichtsbuch, beschäftigten uns eingehend mit der Palästina-Frage und dem Aufbau eines Kibbuz. Wir sprachen viel über Bolschewismus, der Kolchos galt als Vorbild für unsere Vorstellungen vom Kibbuz. Und obwohl wir keine Nationalisten waren, entsprachen unsere Ideen jenen von Theodor Herzl. Erst später fiel mir der Widerspruch zwischen dem Herzl'schen Nationalismus und den sozialistischen Ideen auf. Damals schien mir das alles sehr plausibel. Als eine der Freiheitsbewegungen ist mir die Revolution in Mexiko in Erinnerung geblieben. Wir identifizierten uns mit den Revolutionären und sangen ihr Lied. Zapata war einer unserer Helden. Wir behandelten das Thema ausführlich in der ‚Sicha‘. Trotz unseres jugendlichen Alters, wir waren gerade 14, ahnten wir, dass ein Krieg unvermeidlich sein würde.

Wichtig waren auch kulturelle Aktivitäten wie Theateraufführungen, Lieder- und Literaturabende und Kabarettveranstaltungen. Hinzu kamen Wanderungen, Nachtfahrten, Lagerfeuer, Schwimmen und Radtouren. Diese ‚Pfadfinderkultur‘ war im Grunde ein Erbe der Jugendbewegung der Zwanziger Jahre. Ein anderes Erbe, das wir pflegten, war die geradezu übertriebene antibürgerliche Einstellung, die all unsere Aktivitäten kennzeichnete. Dies provozierte heftige Reaktionen des Reichsbunds Jüdischer Frontsoldaten. Mein Vater musste sich die vorwurfsvolle Frage gefallen lassen, was seine Tochter da eigentlich treibe. Man befürchtete, der Zionismus werde von den Nazis als Bestätigung verstanden, dass Judentum keine Religion, sondern eine Rasse sei. Mir lag dar-

an, dass die unterschiedlichen jüdischen Gruppen miteinander ins Gespräch kamen und arrangierte ein Treffen zwischen Bund-Vertretern aus Köln und dem RJFS. Ich war glücklich, dass das Gespräch zu einem besseren Verständnis führte und glaube, mein Vater war damals stolz auf seine Tochter.

In der Jüdischen Gemeinde gab es natürlich nicht nur skeptische Stimmen, sondern auch einige prominente Fürsprecher, die mir ihre Sympathie und Unterstützung zeigten. Das half mir auch gegenüber meinen Eltern. Frau Mamlock, deren Tochter Eva in unserem Haschomer Hazair war, machte mich mit dem jungen Rabbi Seligsohn bekannt, der unsere Arbeit sehr schätzte. Durch ihn lernte ich die jüdische Geschichte genauer kennen. Er besuchte meine Eltern und legte ein gutes Wort für mich ein. Vor allem aber half mir Lehrer Hammerstein.

1935 war in Bonn eine jüdische Schule gegründet worden, weil jüdische Kinder keine staatlichen Schulen mehr besuchen durften. Herr Hammerstein und seine Frau unterrichteten dort. Eines Tages fragte er meine Mutter, ob sie damit einverstanden sei, dass ich seine Frau im Haushalt etwas unterstütze. Meine Mutter stimmte zu und so fuhr ich täglich mit dem Fahrrad zu Hammersteins, um im Haushalt zu helfen und auf die Kinder aufzupassen. Offenbar stellte ich mich ganz gut an, denn als die Klassen der jüdischen Schule ins Schullandheim ‚Haus Berta‘ fuhren, kam Herr Hammerstein auf die Idee, mich als Aufsichtsperson für die Jüngeren mitzunehmen. Für mich war es eine Gelegenheit, einige der jungen Mädchen für unseren Haschomer Hazair zu werben. Natürlich musste das eher heimlich geschehen, denn das Schullandheim gehörte dem RJFS und deshalb sollten meine Eltern besser nichts davon erfahren.

## Tante Jetta

Plötzlich hieß es, Tante Jetta sei aus dem Gefängnis entlassen worden! Unmittelbar danach zog sie zu uns. Damit begann für mich ein weiterer Leidensweg. Ich hatte einst darunter gelitten, dass ihr Mann mich sexuell belästigt hatte, nun verfolgte sie mich mit Ihrer Eifersucht. Sie hetzte andauernd meine Mutter gegen mich und meine Aktivitäten auf, was das Verhältnis zu meiner Mutter weiter verschlechterte. Von da an musste ich mehr und härter im Haushalt arbeiten.

Die Ironie des Schicksals wollte es, dass Tante Jetta in ihrem nun leer stehenden Haus in der Acherstraße einen Raum an den Haschomer Hazair vermietete, in dem sich unsere Gruppe eine Zeit lang regelmäßig traf. Für mich war das eine eigenartige Situation.

Die Arbeit im Bund war wohl auch deshalb so intensiv, weil uns Heranwachsenden nur noch wenige Gelegenheiten zum geselligen Leben geblieben waren. Wir konnten als jüdische Jugendliche weder an öffentlichen Veranstaltungen noch an irgendeinem Vereinsleben, beispielsweise eines Sportvereins, teilnehmen. Besonders schmerzlich war es für viele, dass sie nicht mehr tanzen gehen konnten und nicht mehr am Hauptereignis des Jahres, den Karnevalsaktivitäten, teilnehmen durften. Was uns blieb, waren die italienische Eisbude und das Kino.

Der Kontakt zu unseren Nachbarn war noch nicht ganz abgebrochen. So sprach es sich herum, dass Margot Kober die Absicht hat, nach Palästina auszuwandern. Das erfuhr auch Lukas, der älteste Sohn unserer Nachbarn von gegenüber. Er war arbeitslos und wohl so von den Vorgängen in Palästina fasziniert, dass er sich auf sein Fahrrad schwang und über die Türkei nach Palästina gelangte. Ich weiß leider nicht, was dort aus ihm geworden ist.

Meine in dieser Zeit konkreter werdenden Auswanderungspläne waren ein weiterer schwerer Brocken für meine Eltern. Obwohl auch darüber nie offen gesprochen wurde, hatte ich das Gefühl, dass meine Aktivitäten im Bund meine Eltern irritierten. Im Grunde hatten sie kein Verständnis dafür. Ich glaube, meine Mutter verdrängte lange Zeit alle Gedanken an eine Trennung. Mein Vater war zwar aus seiner national-konservativen Haltung heraus zunächst skeptisch, schien sich aber doch mit fortschreitender Zeit und den größer werdenden Problemen und Repressalien mit meiner Auswanderung abzufinden. Zum Schluss unterstützte er mich mit aller Kraft.

### **Vorbereitungen zur Auswanderung**

1936 wurde im Bund beschlossen, für mich ein Zertifikat für Palästina zu beantragen. Zugleich wurde auch für Ulrich Rosenthal ein Zertifikat angefordert, so dass wir zusammen reisen würden. Wir wurden für vier Wochen in ein Lager der Jugendalijah nach Schniebinchen in der Niederlausitz geschickt. Dort mussten wir in der Landwirtschaft und im Haushalt arbeiten. Diese Zeit war eine Beobachtungsphase, in der die zionistischen Führer über die Eignung zur Auswanderung entschieden. Ich hatte das Elternhaus und alle anderen Alltagsschwierigkeiten hinter mir gelassen und fühlte mich in der Gruppe sehr wohl. Obwohl es eine Prüfungssituation war, fühlte ich mich doch eher wie im Ferienlager.

Nach einem Monat kehrten alle nach Hause zurück. Ich fuhr zunächst nach Berlin, wo ich bei einer Freundin aus dem Bund wohnen konnte. Es war mein erster und einziger Besuch in dieser Stadt. In meiner Erinnerung war Berlin damals ein Meer von Hakenkreuzfahnen. Meine Eltern, die sich inzwischen mit meiner Auswanderung abgefunden hatten,

beschlossen, dass ich mich von einigen Verwandten verabschieden solle. So fuhr ich von Berlin nach Leipzig, um meinen Großvater väterlicherseits zu besuchen. Mein Großvater, den ich wegen seines gütigen Humors liebte, hatte ein kleines Delikatessengeschäft, war aber auch Kantor in der Synagoge. Er freute sich aufrichtig, dass seine Enkelin den Weg „zurück nach Zion“ machen wollte.

Beim Großvater hatte sich die Leipziger Familie versammelt, Bruder und Schwester meines Vaters und deren Familien. Bei mir mischte sich die Freude über diese Begegnungen und die Begeisterung, dass ich einen entscheidenden Schritt in die Zukunft machen würde, mit dem bitteren Gefühl, Abschied nehmen zu müssen. Und in meiner Erinnerung war es ein Abschied für immer. Solche Szenen wiederholten sich in den folgenden Wochen noch mehrmals.

Zu Hause hatte sich wenig verändert. Meine Mutter bestellte die Hausschneiderin, die mir für Palästina einige Kleider nähen sollte. Die Entwürfe waren beeinflusst von einem zionistischen Propagandafilm mit viel Musik und Folklore, in dem junge Mädchen mit weißen Kopftüchern im Orangenhain Früchte ernteten und dabei sangen.

Dann kam der Tag, an dem Ulrich und ich telegraphisch über den Reiseternin unterrichtet wurden. Man informierte uns zugleich, dass dies der letzte offizielle Zug der zionistischen Organisation sei, der von Bonn nach Marseille fahre. Obwohl sich meine Abreise abgezeichnet hatte, bekam meine arme Mutter einen Riesenschock. Mein Vater eilte sofort zum Rathaus, um einen Pass für mich zu besorgen. Gleichzeitig wollte er noch ein Familienbild machen lassen und bestellte einen Fotografen. Mein Bruder, der inzwischen in Herford arbeitete, wurde sofort benachrichtigt, er solle nach Hause kommen. Mein Vater kehrte sehr aufgeregt vom Rathaus zurück. Denn als er beim Standesbeamten den Pass beantragen wollte, sagte dieser: „Herr Kober, ich kenne Sie ja gut, aber

da ihre Tochter Jüdin ist und neun Monate in Hamburg war, braucht sie von dort eine Unbedenklichkeitsbescheinigung, dass sie sich dort nichts hat zu schulden kommen lassen“. Mein Vater telefonierte sofort mit Hamburg, erklärte die Situation und bat eindringlich, die Bescheinigung sofort nach Beuel zu schicken. Meine Mutter war fieberhaft mit Packen beschäftigt. Inzwischen kam auch mein Bruder nach Hause.

Donnerstag hatten wir noch immer keine Antwort, am Montag sollte ich reisen. Mein Vater lief wieder zum Rathaus. Dort sagte man ihm, dass der Pass bis Samstag 11 Uhr 45 bereit liegen würde. Wenn die Bescheinigung bis dahin angekommen sei, könne er den Pass abholen.

Eine andere Erinnerung: meine Mutter steht in meinem Zimmer. Sie weint und sagt: „Geh' nicht fort, alle Schubladen sind leer!“ Am nächsten Tag kam der Fotograf und machte das letzte Familienbild, es war der 30. August 1936. Ich sah meinen Vater dauernd am Telefon, um Hamburg zu erreichen. Ich hörte ihn sagen: „Sie zerstören die Zukunft meiner Tochter, wenn die Bescheinigung nicht rechtzeitig eintrifft“.

Frau Rosenthal kam, um sich mit meiner Mutter zu besprechen. Ich saß in meinem Lieblingssessel am Fenster, schaute auf die Uhr und dachte, vielleicht kommt die Bescheinigung doch noch und ich kann reisen. Deshalb muss ich mir diesen Blick auf unsere Straße für immer einprägen. Es war mir, als ob die ganze Welt still stünde.

Samstagmittag, kurz vor zwölf Uhr kam der Postbote mit dem Telegramm. Darauf stand ein einziges Wort: Unbedenklich. Mein Vater riss es ihm förmlich aus der Hand, rannte zum Rathaus und holte meinen Pass. Es war ein wunderschöner Augustsonntag, wir saßen abends im Hof, meine Mutter sagte zu mir: „Du darfst dir heute zum Abendbrot wünschen, was du willst. Meine Antwort: „Darf ich mal zwei Eier essen?“ Das war meine Henkersmahlzeit. Später nahm ich Abschied

von meinem Bruder. Er murmelte so etwas wie: „Wir werden uns wohl nie wieder sehen“.

## Die Reise

Am Montagmorgen fuhren wir mit dem Taxi zum Bonner Bahnhof. Dort wartete eine Gruppe vom Haschomer Hazair auf mich, um Lebewohl zu sagen. Meine Mutter zog mich hinter eine Bank: „Es soll niemand sehen, wie ich mich von dir verabschiede“ und riss mich an sich. Sie wiederholte immer wieder: „Geh’ nicht fort, geh’ nicht fort. Ich sehe dich nie wieder!“ Mein Vater war blass und schwieg. Der Zug fuhr ein, Ulrich stand mit seiner Familie in der Nähe. Wir stiegen ein, die Türen wurden zugeschlagen, der Zug fuhr an und mein Vater lief neben ihm her, bis er aus meinem Blick verschwand. Ich lachte hysterisch und weinte gleichzeitig.

Mein Vater hatte mir noch zehn Mark mitgegeben. Bei unserem ersten längeren Aufenthalt ging ich in eine Buchhandlung und kaufte mir die Kunstgeschichte von Hamann, die ich noch heute besitze.

Der Zug hielt in vielen Städten und nahm immer mehr junge Auswanderer auf. Überall spielten sich ähnliche Abschiedsszenen ab. Ich erinnere mich an einen alten blinden Mann in Straßburg, der sich sehr bewegt von seinem Sohn verabschiedete. Mit im Zug fuhr auch eine nette Dame von der Jugendalijah, die sich neben mich setzte und sagte: „Ich bin sehr froh, dass es deinem Vater noch gelungen ist, die Bescheinigung zu erhalten.“ Die Reise in dem völlig überfüllten Zug war anstrengend, aber das machte uns nichts aus.

Nach zwei Tagen und einer Nacht fuhren wir in Marseille ein. An der Bahnstrecke grüßten uns Streckenarbeiter mit hochgereckten Armen und geballten Fäusten und dem Ruf „Heil

Moskau!' Sie waren Kommunisten, die uns für Gesinnungs-  
genossen hielten. Wir grüßten zurück.

Und dann saß ich auf meinem Koffer im riesigen Hafen von  
Marseille in einem unbeschreiblichen Durcheinander von  
herumeilenden Menschen, Rufen, Schreien, Schiffssirenen.  
Da wurde mir bewusst: jetzt bin ich allein. Der Dampfer, mit  
dem wir fuhren, war die ‚Patria‘, ursprünglich ein französi-  
sches Schiff, das viele Auswanderer nach Palästina brachte.  
Jahre später erlangte die ‚Patria‘ wie auch andere Flücht-  
lingsschiffe tragische Berühmtheit. Vom Schicksal jüdischer  
Flüchtlinge und dem Verhalten der britischen Mandatsmacht  
hat Leon Uris in seinem auf historischen Ereignissen beru-  
henden Roman ‚Exodus‘ erzählt.

Eine junge Frau, die wir seit Schniebinchen kannten, leitete  
unsere Gruppe. Wir waren insgesamt 25 Jugendliche, davon 6  
Mädchen. Wir waren auf sehr schmalen Betten im Unterdeck  
untergebracht. Es war unerträglich heiß, man konnte nicht  
schlafen. Die ‚Patria‘ war überbelegt, die Vorräte reichten  
bei uns in der 3.Klasse nicht aus. Auf dem Schiff waren auch  
Zionisten, die mit Kapitalisten-Zertifikat einwanderten. Man  
diskutierte über die Lage, dabei wurde beschlossen, das Essen  
mit uns zu teilen.

Nach sechs Tagen Überfahrt hieß es plötzlich: Haifa in  
Sicht! Trotz der Warnungen liefen alle Passagiere auf diesel-  
be Seite, und das Schiff neigte sich bedenklich. Die *Hatikwa*  
(Hoffnung) wurde gesungen, das Lied, das seit 1948 die Na-  
tionalhymne des Staates Israel ist.

„Solang noch im Herzen drinnen  
Eine jüdische Seele wohnt.  
Und nach Osten hin, vorwärts,  
Das Auge nach Zion blickt.  
Solange ist unsere Hoffnung nicht verloren,  
Die Hoffnung, zweitausend Jahre alt,



Zu sein ein freies Volk, in unserem Land,  
Im Lande Zion und in Jerushalajim!“

Alle Müdigkeit und Anspannung waren verschwunden. Es war ein erhebender und sehr emotionaler Moment. Wir waren angekommen!

## **Ankunft in Palästina**

Unsere ersten Eindrücke nach Verlassen des Schiffs waren jedoch ernüchternd. Es war heiß, staubig und grau, einige wenige Araber liefen geschäftig herum. Die Einreiseprozedur dauerte lange. Ich war enttäuscht, dass Onkel Sim und Tante Tilly nicht da waren und fühlte mich etwas verloren.

Wir wurden von Perez, unserem Führer im Kibbutz Beth Sera, empfangen. Er war Deutscher und wir fanden ihn von Anfang an sympathisch wie er da vor uns stand in seiner Arbeiterkleidung: Khaki-Hose, blaues Hemd mit weißer Schnur, Schirmmütze. Eine Dame trat zu unserer Gruppe und fragte nach Margot Kober. Sie stellte sich als Henriette Szold vor und überbrachte mir Grüße von meinen Verwandten, die bedauerten, mich nicht empfangen zu können. Dann wurden wir in einen alten, staubigen Zug gesetzt, der uns durch die Landschaft Emek Jisrael schaukelte. Am Horizont nur Hügel; kein Baum, kein Strauch, an den ich mich erinnern könnte. Ich weiß nicht mehr, wie lange die Fahrt dauerte. Plötzlich hielt der Zug. Nirgends war ein Bahnhof oder ein Stationsgebäude zu sehen. Wir stiegen aus. Da standen kraushaarige Mädchen, mager und braun gebrannt, die uns musterten. Eine von ihnen sagte zu mir: “Na, du wirst bald deine rosigen Backen und deinen Speck verlieren.“ Es stellte sich heraus, dass sie zum benachbarten Kibbutz Affikim gehörten und bereits vor einem halben Jahr mit der Jugendalijah aus Deutschland gekommen waren.

## Beth Sera

Perez deutete auf einen Lastwagen, wir kletterten hinauf und fuhren eine kurze Strecke durch Bananenplantagen bis zu unserem Kibbuz Beth Sera. Als wir ankamen, hörten wir ein eigenartiges Geräusch. Kinder schlugen mit Stöcken auf viereckige Eimer, die man ‚Pachim‘ nannte. Wie wir schnell lernen sollten, waren diese Gefäße für die Ernte bestimmt, zugleich dienten sie als Lärminstrumente zum Vertreiben der Vögel aus den Plantagen. In unserem Fall hatten sich die Kinder das als Empfangsmusik ausgedacht.

Untergebracht wurden wir in einem Haus mit fünf Räumen. Auf dem Flachdach campierten englische Soldaten. Hinter dem Haus gab es eine Veranda. Dort wurden wir von einer netten jungen Litauerin auf Deutsch begrüßt. Sie hieß uns herzlich willkommen und sagte: „Ihr wisst, dass wir Unruhen im Land haben, wir werden oft nachts von dort oben beschossen.“ Und sie zeigte auf das arabische Dorf, das auf einem Hügel jenseits des Jordans lag. „Solltet ihr Schüsse hören, bitte kriecht unter eure Betten. Gibt es Freiwillige, die auf der Mechpesset – der Veranda – schlafen wollen?“ Ich meldete mich mit einigen anderen. Dann bezogen wir unser Quartier. Um Mitternacht begann die Schießerei. Wir verhielten uns nach Anweisung und krochen unter die Betten. Die englischen Soldaten auf dem Dach schliefen fest. So endete für uns der erste Tag im Heiligen Land.

Beth Sera war ein ‚alter‘ Kibbuz. In den zwei Jahren, die wir dort bleiben sollten, feierten wir sein zehnjähriges Bestehen. Unter den Kibbuzniks waren Deutsche, die der sozialistisch-zionistischen Gruppe ‚Habonim‘ – Erbauer – angehörten und Litauer, die strenge Marxisten waren. Der Kibbuz folgte den Statuten des Haschomer Hazair, das hieß, dass dort keine fremden Arbeitskräfte arbeiteten. Jeder war gleichberechtigt. Der Erlös der Arbeit gehörte allen zu gleichen Teilen. Alle

Entscheidungen wurden in der Versammlung demokratisch getroffen.

Doch erst einmal mussten wir uns an das Klima gewöhnen und die verschiedenen Arbeitsbereiche kennenlernen. Außerdem bekamen wir hebräische Namen. Ich hieß nun Miriam und mein Freund Ulrich wurde Uri genannt. Theoretisch wussten wir zwar über das Leben im Kibbuz Bescheid, doch da wir fast alle aus gutbürgerlichen deutschen Familien kamen, waren wir darauf nicht richtig vorbereitet. Das führte zu manchen Komplikationen und Verlegenheiten. Ich erinnere mich an eine Situation, als wir im Jordan baden gingen und es für uns Mädchen peinlich und unmöglich war, dies nackt zu tun. Vieles, was man tat, geschah, wie es ein Mitglied aus unserer Gruppe – der spätere Militärgeschichtler Jehuda Wallach – formulierte, nach dem Prinzip Versuch und Irrtum.

### **Arbeit im Kibbuz**

Der Tag begann für uns ungewohnt früh zwischen fünf und sechs Uhr. Die meisten von uns gingen mit einem Krug Wasser auf die Felder zur Arbeit. An den Geschmack des Wassers habe ich mich übrigens nie richtig gewöhnt, es war stark gechlort. Wir arbeiteten, bis die Sonne höher stieg, dann machten wir uns auf den Weg zum Frühstück im Chadar ha Ochl, dem Speisesaal. Man saß an langen Tischen. Statt des gewohnten Kaffees und frischer Brötchen standen zur Auswahl: Deisa, ein wässriger Brei und selbst gemachtes ‚Leben‘, ein sehr saurer Joghurt. Daneben fand sich eine große Schüssel mit Früchten von unseren Feldern: harte Tomaten, holzige Radieschen und andere Produkte, die Zeugnis davon ablegten, dass die Kibbuzniks noch nicht völlig in die Geheimnisse der Landwirtschaft jener Breiten eingedrungen waren.

Nach dem Frühstück ging es wieder auf die Felder. Wir arbeiteten, bis die Hitze uns in den Schatten trieb und kehrten zum Chadar ha Ochl zurück. Auch das Mittagessen war für mitteleuropäische Gaumen gewöhnungsbedürftig: Auberginen, die in jeder erdenklichen Zubereitung im Angebot waren. Im Chadar ha Ochl gab es einen Tisch, an dem nicht jeder Platz nehmen durfte. Wir nannten ihn den Bim Kom Tisch (B'makom = an Stelle von) und träumten davon, dort auch sitzen zu dürfen. Dieser Tisch war nämlich den Magenkranken vorbehalten und denen wurde Hühnchen serviert.

Nach dem Essen schleppten wir uns in der Hitze erst zur Dusche, danach in unsere Zimmer, wo wir uns auf Bettlaken auf den Steinboden legten. Das Zimmer war abgedunkelt und wir schliefen und schwitzten bis drei Uhr. Dann wurden wir geweckt, denn nun folgte der Unterricht in einer von Hitze durchglühten Holzbaracke. Hier versammelten wir uns, um Hebräisch zu lernen. Auf dem Lehrplan standen auch Geschichte, Soziologie und die Theorien von Karl Marx. Wir lernten bis kurz vor dem Abendessen.

## **Die Landessprache**

Man hatte uns gleich zu Anfang empfohlen, nur Hebräisch miteinander zu sprechen. Für die meisten von uns war das nahezu unmöglich, diese schwierige Sprache im Alltag zu gebrauchen, weil wir uns darin noch nicht ausdrücken konnten. Wir fielen immer wieder zurück ins Deutsche. Im Magazin arbeitete eine Kameradin, die sich mit einer Mischung aus Deutsch und Hebräisch zu behelfen versuchte. Sie konnte Sätze wie diesen formulieren: ‚Ich bin gestern mit der Rakevet (Zug) nach Haifa gefahren, um im Marsan (Magazin) Tapochä Adama (Kartoffeln) einzukaufen.‘ Dieser Art von Sprachgemisch wollte ich nicht verfallen und so bemühte

ich mich von Anfang an, entweder die eine oder die andere Sprache zu gebrauchen. Noch konsequenter war ein Junge aus unserer Gruppe, dem man es wohl am wenigsten zuge-  
traut hatte. Er hatte das Gelübde abgelegt, nie mehr deutsch zu sprechen und hielt sich eisern daran.

## **Freizeit**

Freizeitunterhaltung wie Kino, Theater, Lokale oder ähnliches, wie wir es von zu Hause gewohnt waren, gab es nicht. Vielmehr organisierte ein Kulturausschuss, dem ich immer angehörte, abendliche Veranstaltungen. Dafür wurden Aufträge vergeben, sich mit einem besonderen Thema oder einer wichtigen Persönlichkeit und deren Werk zu beschäftigen und darüber einen Vortrag zu halten. Nach diesen Abendveranstaltungen – die Luft war noch warm – trafen wir uns meistens auf der Wiese mit den älteren Kibbuzniks. Dann wurde getanzt: die Horra und populäre russische, rumänische und orientalische Tänze. Je kühler es wurde, desto wilder waren unsere Tänze. Die Musik steuerte ein Kibbuznik mit seiner Mundharmonika bei. Was uns trug, waren unsere Gemeinschaft, das Gefühl von Freiheit und unsere Ideale, und das war es auch, was diese Tänze ausdrückten.

## **Die Kiste**

Während der ersten Wochen im Kibbuz hieß es, dass uns die Eltern eine Kiste mit Sachen schicken konnten, da wir für die Einwanderung ja nur einen kleinen Koffer mitbringen durften. Auf diese Kisten warteten wir, als ob unser Leben davon abhinge. Dann endlich, nach zwei bis drei Monaten, waren sie da. Meine Eltern hatten eine Kiste machen lassen, die

man auch als Schrank benutzen konnte. Frau Mollberg, unsere Nachbarin in Beuel, hatte darauf bestanden, dass meine Mutter zwei Birnen hineinlegte, gut eingepackt im Körbchen. Natürlich haben meine daneben liegenden ledernen Schnürstiefel diese Reise nicht überstanden – sie waren mit grünem Schimmel überzogen.

## **Arbeit in der Landwirtschaft**

An dem Tag, an dem wir zum ersten Mal in den Bananenplantagen arbeiten sollten, war die Hitze ziemlich unerträglich. Jaakov erklärte uns, was wir zu tun hatten. Wir alle, drei Mädchen und drei Jungen, bekamen eine Art Machete in die Hand gedrückt. Damit schnitt man die toten Blätter von den Stauden ab. Ich machte mich an die Arbeit und säbelte mit der Machete an den langen Blättern herum. Plötzlich hörte ich Jaakovs Stimme hinter mir: „Mirjam, so macht man das nicht!“ Er nahm das Messer, hackte mit einem Schlag die Blätter ab und meinte zu mir gewandt: „Wir sind hier doch nicht in einem Schönheitssalon!“ Es war so drückend heiß, dass wir alle halbe Stunde in die Bewässerungskanäle sprangen, um uns abzukühlen.

Ein anderes Mal standen wir auf der Wiese, wieder mit Jaakov, um zu lernen, wie man Heu macht. Araber aus dem Nachbardorf schlenderten heran und nachdem wir gegenseitig Höflichkeiten ausgetauscht hatte, kam man zum Geschäft. Sie sprachen nicht hebräisch, wir verstanden wenig und hatten ein bisschen Angst. Einer von ihnen zeigte auf mich. Ich begriff gar nichts, stand nur da in meiner kurzen Hose, in Hemdchen und Sandalen und guckte dumm. Dann schienen die Verhandlungen beendet. Als die Gruppe sich langsam entfernte, schaute einer der Araber immer wieder zurück. Jaakov meinte schelmisch: „Der wollte dich unbedingt kaufen, ha,

ha!“ Mir war gar nicht zum Lachen zumute. In der folgenden Nacht wurden wir aus diesem Dorf wieder beschossen. So war es eben: bei Tag verhandelte man miteinander und machte Geschäfte, bei Nacht griffen sie uns an.

## **Die Hühner**

Die Mädchen mussten erstmal sechs Wochen in der Küche arbeiten. Als ich an der Reihe war, musste ich jeden Morgen sechs Hühner für den Bim’Kom-Tisch vorbereiten. Das brachte mich auf die absurde Idee, die Hühner auch selbst zu schlachten. Mit großer Überwindung nahm ich ein Huhn zwischen die Knie, hielt seinen Kopf nach hinten und schnitt ihm mit einem großen scharfen Messer die Kehle durch. Sechs Mal wiederholte ich diese Prozedur. Als ich damit fertig war, torkelten kopflose Hühner um mich herum.

Nach dieser mörderischen Episode sollte ich im Hühnerstall arbeiten. Der Kibbuz Beth Sera war bekannt für seine Geflügelzucht. Wir hatten dort einige Tausend Tiere. Für mich bedeutete dies Ställe ausmisten, Eier einsammeln und immer wieder das Anstreichen und Desinfizieren von Holzkisten. Im Kükenhaus musste ich die Schwachen von den Gesunden trennen, das fiel mir nicht leicht. In dieser Zeit, umgeben von frischen braunen und weißen Eiern, überlegte man in der Gruppe, wie wir von dieser einmaligen Gelegenheit Gebrauch machen könnten und beschlossen, zu klauen. Ich kannte ein Mädchen aus der Tschechoslowakei, das uns sein Zimmer samt Primus-Herd und Bratpfanne zur Verfügung stellte. Dann veranstalteten wir einen ‚Kommstz‘ – eine Feier, bei der man zusammen ‚kommt‘, ‚sitzt‘ und vor allem isst – und aßen mehr und mehr und immer mehr Eier. Wie viele es waren, habe ich vergessen. Was ich nicht vergessen habe, ist, wie schlecht es uns allen hinterher ging.

Nach diesem Streich wurde ich wirklich krank. Es stellte sich heraus, dass ich an Papadachi erkrankt war, einer Infektion mit ähnlichen Symptomen wie Malaria. Eine Cousine wurde auf meinen Wunsch hin informiert. Sie hatte vor ihrer Auswanderung nach Palästina den Arzt Otto Schleier geheiratet und sich dann in Tiberias niedergelassen. Otto kam sofort, um nach mir zu sehen. In dieser Situation freute ich mich sehr über den Besuch eines Verwandten. Es ging mir gleich viel besser. Bald war ich wieder auf den Beinen, das heißt, eher auf den Knien, denn ich wurde zum Unkrautjäten eingeteilt. Das machte man mit der Turia, einer Art Hacke. Es war eine der unangenehmsten und mühseligsten Arbeiten im Kibbuz.

## **Lehrzeit**

Das Leben im Kibbuz war für uns Jugendliche eine besondere Herausforderung. Wir waren ja in keiner Weise auf das Leben in einer Erwachsenenkommune vorbereitet und diese wiederum musste mit unseren Pubertätsproblemen klarkommen. Es war eine Lehrzeit für beide Seiten. Zugleich war diese Situation für die Mitglieder der Gruppe eine große Chance, weil sie völlig neue Möglichkeiten eröffnete, sich selbst zu finden und sich zu beweisen. Man entwickelte Stärken und Schwächen, die einen oft selbst überraschten.

## **Die Jahresfeier**

Als sich das erste Jahr im Kibbuz dem Ende zuneigte, wurde beschlossen, ein Fest zu veranstalten. Oh wie freute ich mich, eine Theateraufführung vorzubereiten. Unser litauischer Führer schrieb Texte für verschiedene Stücke. Besonders eines ist



mir in Erinnerung geblieben: Wir sollten uns als Chassidim ( Fromme ) verkleiden; mit langen, schwarzen Kaftanen und den Pelzhüten im Kreis tanzen, mit den Köpfen wackeln und ‚eu, eu, eu‘ und ‚ei, ei, ei‘ singen. Noch während wir tanzten, sollten wir den Kaftan ablegen und uns in Pioniere in Arbeiterkluft verwandeln. Das ganze sollte in die Horra übergehen. Damit sollten wir einen Teil der Entwicklung des Landes darstellen: aus religiösen Einwanderern waren fleißige Arbeiter geworden. Leider ist es uns nicht gelungen, diese Szene auf die Bühne zu bringen. Sobald wir anfangen zu tanzen, brachen wir in unbändiges Gelächter aus. All unsere Versuche schlugen fehl. Aber wir haben nie wieder so gelacht wie damals.

Es gab zu dieser Zeit schon ein jüdisches Theater in Palästina, ‚Habima‘ genannt. Meine Eltern hatten bereits davon erzählt, weil die Truppe mit dem bekannten chassidischen Stück „Dybuk“ eine Tournee durch Europa gemacht hatte. Mitglied dieses Ensembles war die berühmte Rovina. Als es im Kibbuz hieß, dass ‚Habima‘ nach Tiberias kommt und wir zur Vorstellung fahren würden, freute ich mich sehr. Ich erinnere mich leider nicht mehr an den Titel des Stücks. Eine Szene handelte von Soldaten, die aus ihren Gräbern auferstanden waren. Die Rovina, die für ihre laute Klagestimme bekannt war, stand mitten auf der Bühne und rief Mirijami! Mirijami! – Uri! Uri! (Mirijam, meine Mirijam, wach auf, wach auf!) Und ich saß natürlich neben Uri. Einige fingen an zu kichern und schauten auf uns und je lauter die Rovina klagte, umso heftiger wurde das Gekicher.

## **Briefe nach Hause**

Während ich im Kibbuz lebte, schrieb ich meinen Eltern jede Woche einen Brief, versehen mit witzigen Zeichnungen,

kleinen Gedichten und langen lustigen Beschreibungen des Alltags. Ich legte besonderen Wert darauf, dass meine Briefe positiv klangen. Meine Eltern waren darüber glücklich und reichten die Briefe herum. Denn wer wusste schon, was ein Kibbuz war und wie es dort zuging. Und ich bekam auch Antworten aus der Heimat von Freunden und Bekannten. Eine habe ich bis heute aufbewahrt. Es ist ein Brief von dem jungen Rabbiner Seligsohn. Er schrieb unter anderem;

*Meine liebe Margot,*

*ganz unter uns wende ich noch diesen nunmehr verbotenen Namen an, wenn ich es noch darf, weil ich Dich mir unter dem anderen nicht gut vorstellen kann. (...) Ich lese alle Deine Briefe bei Deinen Eltern, und es ist immer, als ob man von einer ganz anderen Welt etwas zu hören bekommt. Ich bin fest überzeugt, daß Du die beste und richtigste Wahl getroffen hast, die es überhaupt gab, und ich glaube, wenn ich damals von all diesen Dingen genug gewußt hätte, als ich einen Beruf ergriff, hätte ich es nicht anders gemacht. Und heute bereue ich es fast, daß ich so wenig von all dem ahnte, ebenso wie ich Dich eigentlich bewundere, wie Du Dich hier gegen lauter entgegengesetzte Stimmungen immer siegreich und energisch durchgesetzt hast. Ich würde mich ja nun sehr freuen, wenn Du gelegentlich Zeit hättest, mir ausführlich zu schreiben, von allem, was Du dort erlebst, wie das Leben eingeteilt ist, was Ihr arbeitet und womit Ihr Euch außer der Arbeit noch beschäftigt. (...) Was hier vorgeht, wirst Du ja wissen. Wenn ich mit Deinen Leuten zusammen bin, wird nur von Dir erzählt, denn das ist das beste und angenehmste Thema. Sage auch den andern Bonnern herzliche Grüße von mir und nimm selbst die allerbesten Wünsche für Deine Gesundheit, Arbeit, Stimmung und Zufriedenheit von Deinem*

R. Seligsohn

## **Der 1. Mai**

Der 1. Mai rückte heran, ein wichtiger Tag für uns alle. Es war geplant, eine Kundgebung für die benachbarten Kibbuzim in Affikim zu veranstalten. Am Morgen marschierten wir in blauen Arbeiterhemden und rotem Tuch um den Hals hinter der roten Fahne her durch die Felder. Alles war gut organisiert. Mit uns trafen die Gruppen aus den anderen Kibbuzim ein. Die Versammlung begann mit dem Singen der Internationale, natürlich auf Hebräisch. Dann wurden Reden geschwungen und sozialistische Lieder gesungen. Wir hatten ein Gefühl von Solidarität und waren überzeugt, dass wir unsere Ideale im Lande verwirklichen könnten.

## **Selbstverteidigung**

Als wir 1936 in den Kibbuz kamen, mussten wir als erstes lernen, wie man mit einem Gewehr umgeht. Die einzige offizielle, von den Engländern erlaubte jüdische Polizeitruppe zur Selbstverteidigung waren die Gafrim, eine Art paramilitärische Einheit, deren Zahl aber von den Engländern strikt begrenzt war. Freiwillige wurden in Khaki-Hosen und -Hemden gesteckt und man zahlte ihnen einen kleinen Sold. Die Gafrim brachten uns bei, wie man ein Gewehr auseinander nimmt und wieder zusammensetzt. Die meisten von uns machten danach beim Wachdienst mit. Wir griffen nie an, aber wir waren bereit, uns zu verteidigen. Der Kibbuz war umgeben von einem Stacheldrahtzaun und wurde Tag und Nacht von uns bewacht, nachdem die Engländer abkommandiert worden waren. Wir wurden auch einige Male auf den Feldern von den Arabern angegriffen. Einmal kamen mehrere Frauen verstört von den Feldern zurück. Araber hatten versucht, sie zu entführen und zu vergewaltigen.

## Die Rundreise

Für Neuankömmlinge gehörte eine Reise durch das Land zum Programm. Wir fuhren mit Lastwagen, Bus oder Zug durch die ziemlich kargen, noch sehr dünn besiedelten Gegenden. In einigen Kibbuzim machten wir Station. Natürlich besuchten wir auch das Denkmal von Josef Trumpeldor – ein russischer Zionist, der beim Aufbau der Jüdischen Legion half und bei der Verteidigung jüdischer Siedlungen in Galiläa von Arabern getötet wurde. Aber das größte Interesse galt Städten wie Jerusalem und Tel Aviv. So erfuhren wir, wie die Stadtbevölkerung wohnte und lebte und welche Besonderheiten zu beachten waren. Beispielsweise durften wir Mädchen in Jerusalem keine Hosen tragen, weil das für die arabischen Einwohner provozierend gewesen wäre. Ein Ereignis zeigte mir, wie klein doch Palästina war. Unsere Gruppe schlenderte an der Strandpromenade von Tel Aviv entlang. Da gab es meist einfach eingerichtete Cafés, die vor allem von Gästen mittleren Alters besucht wurden. Man traf Ungarn, Tschechoslowaken, Deutsche und viele andere Nationalitäten. Man trank Kaffee und aß Eis, alles wirkte vollkommen mitteleuropäisch. Und dort entdeckte ich meinen Onkel Sim, der in Haifa wohnte, aber nun hier saß in einem weißen Leinenanzug und mit Panamahut. Es war eine freudige Überraschung.

Auf dieser Reise lernte ich auch einen anderen Teil der Familie kennen. Die Schwester meines Vaters, Tante Paula Ihr Mann und zwei Söhne waren 1931 von Leipzig nach Palästina ausgewandert. Sie hatten sich in Petach Tikwa niedergelassen. Der Onkel hatte ein kleines Hutgeschäft im nahe gelegenen Tel Aviv. Ihr jüngerer Sohn feierte Bar Mizwa und sie hatten mich eingeladen. Ich hatte keine Ahnung, wie sie lebten, deshalb war ich ziemlich erstaunt, sie in einer ärmlich möblierten Holzbaracke vorzufinden. Am nächsten Morgen gingen wir in eine kleine Synagoge. So kam der Rock, den ich

eigentlich für die arabisch besiedelten Gegenden dabei hatte, sehr gelegen. Nach dem Gottesdienst wurde vor der Holzbaracke ein großer Tisch mit orientalischen Leckerbissen wie Falaffel, Hummus und anderen Speisen aufgestellt. Man sang, es wurde getrunken und dann gesellten sich arabische Freunde aus den benachbarten Dörfern dazu. Zum ersten Mal sah ich arabische Tänze, einer war der Horra ähnlich und wurde Depka genannt. Die Araber sprachen gut Hebräisch und die jüdischen Freunde wiederum Arabisch. Ich fühlte mich sehr wohl und tanzte begeistert mit. Die Rückfahrt nach Beth Sera führte durch das Sumpfgebiet von Hula, das heute längst trockengelegt ist. Damit verschwand auch die Malaria. Jetzt ist es eine wunderschöne grüne Ebene.

### **Die Situation zu Hause**

Von zu Hause kamen beunruhigende Nachrichten. Meiner Mutter ging es gar nicht gut und mein Vater schrieb ziemlich verzweifelt, ich solle doch zu Besuch bekommen – der Doktor meine, dies sei die beste Medizin. In mir rührte sich nichts. Nach Deutschland zurück zu fahren, war für mich undenkbar. Ich sprach mit Perez darüber. Auch er meinte, dass es viel zu gefährlich wäre. Meine Mutter erwähnte in jedem Brief, sie könne es nicht erwarten, mich zu sehen und der Vater schrieb, die Mutter habe rote Augen vom vielen Weinen.

Uris Eltern gelang es, nach England auszuwandern. Sie versprachen meinen Eltern, dass sie versuchen würden, ihnen irgendwie zu helfen. Doch es geschah nichts. Dann mussten meine Eltern unter dem Druck der politischen Verhältnisse unser Häuschen in Beuel weit unter Wert verkaufen. Sie folgten einem Angebot der Krefelder Jüdischen Gemeinde, das Restaurant und das Café im Gemeindehaus zu übernehmen. Für das Geld aus dem Hausverkauf erwarben sie neue Kaf-

feemaschinen und andere Einrichtungsgegenstände für das Café. Mein Bruder kam, um zu helfen. Und mit viel Fleiß und Arbeit gelang dieses Unternehmen.

Ich konnte mich nur schweren Herzens mit der Lage in Deutschland beschäftigen. Ich war zwar dem Schrecken entronnen, aber hatte jetzt Probleme, mit denen ich mehr oder weniger allein fertig werden musste.

## **Leben im Kibbuz**

Das Leben im Kibbuz war für junge Menschen eher spartanisch und wenig abwechslungsreich. Natürlich hatten wir alle unsere Träume und Sehnsüchte. Für mich gab es bei dieser Lebensweise zwar eine Art Rettungsring, doch war damit gleichzeitig der Kampf um eine Entscheidung verbunden. Als besonderen Luxus gab es jeden Samstagmorgen Kaffee, soviel man wollte. Aber der wurde um acht Uhr serviert und wenn man nicht pünktlich war, gab es keinen mehr. Jeden Samstag rang ich um die Entscheidung: schläfst du heute aus, oder stehst du auf und gehst Kaffee trinken? Fast immer gewann der Kaffee. Oft saß ich damit ganz alleine im Chadar ha Ochl .

Dann kam der Tag, an dem wir eingeladen waren, an der Gründung eines neuen Kibbuz mitzuwirken. Der Kibbuz hieß En Geb und lag jenseits des Sees Genezareth. Es war üblich, dass Chaverim – Kameraden – aus den benachbarten Kibbuzim eingeladen wurden. Wir fuhren in der Nacht dorthin, setzten über den See – der Sternenhimmel leuchtete über uns – und taten den ersten Spatenstich für den Bau eines Wasserturms.

## **Uri**

Das erste Jahr im Kibbuz war für mich schwierig. Obwohl ich in der Gruppe einen guten Stand hatte und mit meinem Freund Uri und Jehuda Wallach eine führende Rolle spielte, gab es ein Problem. Uri wollte gern mit mir allein sein, wenn sich die Gelegenheit bot. Die Reaktion der Gruppenmitglieder war nicht gerade tolerant und verständnisvoll, und dadurch entstanden einige unangenehme Situationen.

Uris Eltern hatten schon lange den Wunsch geäußert, dass ihr Sohn sie in England besuchen sollte. Seiner Mutter ging es gesundheitlich nicht gut. Nun war es so weit. Nach unserem Abschied kam ich der Gruppe wieder näher.

## **Kinderhaus**

Während Uri noch in England war, hatte ich beschlossen, mich um eine Position im Kinderhaus zu bewerben, um dann Metapellet (Kinderpflegerin) zu werden. Die Kinder galten als der wichtigste Reichtum des Kibbuz. Die Gruppe rief eine Sicha ein, um die Frage zu entscheiden und gab ihre Zustimmung. So begann ich meine neue Arbeit im Kinderhaus. Diese Tätigkeit lag mir sehr und ich war begeistert von der Arbeit mit den Säuglingen. Sie bekamen die beste Pflege, die der Kibbuz ermöglichen konnte. Die Kinderschwester war eine strenge, tüchtige und kompetente Frau. Ich lernte viel von ihr. Aber die Arbeit war anstrengend. Wir hatten zehn bis zwölf Säuglinge, die gebadet, gewickelt, gefüttert und versorgt werden mussten. Wenn die Mütter zum Stillen kamen, musste ich ihnen helfen. Ich war beeindruckt von den fortgeschrittenen Methoden der Babypflege, die hier praktiziert wurden. Regelmäßig kam der Psychologe, um die Kinder zu untersu-

chen und zu testen. Von ihm lernte ich, worauf man achten muss, um festzustellen, ob Kinder sich normal entwickeln.

## **Die Abschlussfeier**

Als Uri zurückkam, holte ich ihn in Haifa am Hafen ab und merkte sofort, dass es nicht gut um ihn stand. Ich hatte den Eindruck, dass er nicht nach Palästina zurück wollte. Wir blieben über Nacht bei Lilli und Walter – meinem Hamburger Cousin und seiner späteren Frau – die auf dem Berg Karmel wohnten, und kehrten dann zum Kibbuz zurück. Uris deprimierender Zustand wurde aber zunächst von den Vorbereitungen für unser Abschlussfest überdeckt. Wir waren zwei Jahre im Kibbuz, das Ende unseres Vertrags mit der Jugendalijah stand bevor, eine große Feier war geplant. Dabei sollte auch ein Theaterstück aufgeführt werden. Wir hatten den „Blauen Vogel“ von Maeterlinck ausgewählt und einen Regisseur von der Habima dafür gewonnen, das Stück mit uns einzustudieren. Es war ein expressionistisches Stück mit sozialistischem Hintergrund und alle Mitglieder der Gruppe spielten mit. Die Hauptrollen, Myrtle und Tyrtle, sollten ich und Josef der Hirte übernehmen. Die Proben machten uns viel Spaß, wir waren eifrig bei der Sache und hatten ein nostalgisches Gefühl dabei, weil das eine Art Ende unserer Jugend im Kibbuz war und weil wir nun einen Garin bilden und in den ‚Erwachsenenstatus‘ von Kibbuzniks eintreten sollten. Gleichzeitig sollte ein Mitglied der Gruppe die Abschlussrede halten, die eine detaillierte Beschreibung und Würdigung unserer Arbeit in diesen zwei Jahren enthalten sollte. Ich meldete mich freiwillig und erschrak dann über meine eigene Courage.

In der Folge verbrachte ich viel Zeit damit, an meinem Vortrag zu feilen. Es wurde ein Bericht über die verschiedenen



Arbeitsbereiche, über die Themen, mit denen wir uns beschäftigt hatten, über das Neue, das wir gelernt hatten, über unsere Aktivitäten – und dies alles vor dem geistigen Hintergrund der marxistischen Grundlagen der Kibbuzbewegung. Es war wichtig, alles was wir in dieser Zeit gearbeitet und gelernt hatten zu präsentieren, damit der Kibbuz eine Bestätigung dafür erhielt, dass dieser Versuch, eine Gruppe der Jugendalijah auszubilden, geglückt war. Wir waren selbst auch stolz darauf.

Die Feier, die im Chadar ha Ochl stattfand, war sehr gelungen, die Theateraufführung erfolgreich. Für meinen Vortrag bekam ich sogar

Anerkennung von einer Person, vor der wir großen Respekt hatten: „Deine Rede war sehr gut, du hast nur einen Fehler gemacht: statt Chumasch (die fünf Bücher Mose) hast du Chomesch (fünf) gesagt.“ Nur ein Fehler? Ich war erleichtert.

Onkel Simon und Tante Tilly lebten jetzt in Kiriath Bialik, zwischen Haifa und Akko. Er hatte da eine Praxis und tat sich sehr schwer. Der Kibbuz gab mir Erlaubnis, für ein paar Tage zu meinen Verwandten zu fahren. Sie empfingen mich mit viel Liebe, und das war gut für mich. Ich hatte dadurch einen gewissen Rückhalt und fühlte mich mit ihnen verbunden.

Nach der Abschlussfeier mussten wir unsere Zimmer aufgeben, um in die Holzbaracken umzuziehen. Wir waren jetzt richtige erwachsene Kibbuzniks und gründeten einen Garinkern – der darauf warten musste, dass ihm neu erworbenes Land zugewiesen wurde. Wir arbeiteten den ganzen Tag im Kibbuz wie die anderen Chaverim. Dann hieß es, Beth Sera nimmt eine neue Gruppe aus Berlin auf. Das war 1938. An dem Tag, als diese Gruppe eintraf, standen wir neugierig am Eingang und musterten die Neankömmlinge. Da hörte ich, wie eine Chavera zur anderen sagte, indem sie sich zu mir umdrehte: „Die Schmene – Dicke – war die Jefefia – Schöne.“

Die Neuen, die ja zwei Jahre länger unter den Nazis gelitten hatten, sahen entsprechend aus: schlechter gekleidet, blass und gehetzt.

Heute finde ich es merkwürdig, dass wir uns mit diesen Jugendlichen nicht näher angefreundet haben, aber wir waren so mit uns selbst beschäftigt, dass wir all unsere Energie brauchten, um mit dem eigenen Leben fertig zu werden.

Uri und ich bekamen einen *Zrif* (Baracke), in dem zwei Betten standen, zwei Stühle und meine Kiste, die meine Eltern zugleich als Schrank hatten arbeiten lassen. Der *Zrif* hatte ein Loch im Dach, und da Regenzeit war, mussten wir immer einen Eimer mitten im Zimmer stehen haben. Heizung gab es nicht, und wir froren. Außerdem existierten nur wenige befestigte Wege, der Rest des Geländes war Matsch, genannt *Boz*. So stapfte ich morgens um fünf in Gummistiefeln durch den *Boz* zum Kinderhaus. Dort war es warm, Gott sei Dank. Die Kleinen saßen schon in ihren Stühlchen und warteten auf ihren süßen Brei. Einmal überkam es mich: da saßen diese Symbole der Liebe, verwöhnt, der Mittelpunkt unserer Existenz, sie brauchten nur den Mund aufzutun und das Allerbeste wurde hinein geschaufelt. Ich stand da, ein Waisenkind, nahm meinen Finger, steckte ihn in den wunderbaren süßen Brei und schleckte ihn ab.

Die Kinder bekamen eine freie und fortschrittliche Erziehung. Da sie auf dem Lande lebten, wurde die Sexualerziehung anhand der natürlichen Vorgänge gelehrt, wie sie hier zu beobachten waren. Also nichts vom Klapperstorch wie in Deutschland. Die *Metapeleth - Erzieherin* - für die Vierjährigen rief mich eines Morgens in den Spielsaal und zeigte mir, dass die Kinder ihre Dreiräder aufeinander gestellt hatten. Ich verstand nicht und auch sie wusste zunächst nicht, was die Kinder damit sagen wollten. Doch die erklärten ihr, sie hätten ja nur drei Dreiräder und sie wollten gerne mehr haben. Nachdem man die Kleinen hatte zusehen lassen, wie der

Bulle die Kuh bespringt, um Kälber zu zeugen, meinten sie, das gehe auch mit ihren Dreirädern so.

So langsam fühlte ich mich isoliert und unglücklich im Kibbuz. Da draußen gab es eine Welt, auf die ich neugierig war und die ich überhaupt nicht kannte. Ich sehnte mich danach, daran teilzunehmen. Ich sehnte mich nach einem Leben, in dem ich meine eigenen Entscheidungen treffen durfte. Gleichzeitig bekam ich Telegramme von zu Hause: „Bitte sofort anfordern! Wir brauchen ein Zertifikat, auch für Walter!“ Die Gruppe gab mir die Erlaubnis, für einige Zeit „in die Stadt zu gehen“. Das bedeutete, außerhalb des Kibbuz zu leben und zu versuchen, ein Einwanderungszertifikat für meine Eltern zu bekommen. Der Vater meiner angeheirateten Cousine Marianne, Rechtsanwalt Knoch, sollte mir dabei behilflich sein. Dass meine Eltern plötzlich wieder in mein Leben kommen sollten, machte mir Angst. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie mein jetziges Leben akzeptieren würden.

Aus heutiger Sicht kam noch ein Grund hinzu, warum ich den Kibbuz verließ: ich hatte dort nicht gefunden, was ich doch auch gesucht hatte, das verlorene Elternhaus mit seiner Wärme, Liebe und Geborgenheit, von dem ich aber zugleich weggelaufen war. Die Entscheidung, nicht in den Kibbuz zurückzukehren, löste bei mir große und lang anhaltende Schuldgefühle aus.

## **Haifa**

Ich verließ eines Tages den Kibbuz mit meinem alten Koffer, der außer einem abgetragenen Mantel, zwei, drei Kleidern und Wäsche nicht viel mehr enthielt. Man glaubte im Kibbuz, dass ich zurückkehren würde. Und was glaubte ich? Ja, natürlich! Obwohl mir damals relativ klar war, dass ich mein Leben nicht im Kibbuz verbringen wollte, konnte ich mir

selbst noch nicht eingestehen, dass mein Abschied endgültig war.

Ich fuhr mit dem Egged-Bus nach Haifa. Zu der berühmt gewordenen Kooperative Egged gehörte auch mein Cousin Joachim, der in diese sozialistische Einrichtung Geld investiert hatte. Anfangs arbeitete er dort als Fahrer, später leitete er die Einsatzzentrale des Unternehmens.

Da stand ich nun auf dem Berg Karmel und folgte der Beschreibung, die Lilly und Walter mir geschickt hatten. Sie freuten sich auf mein Kommen. Ich fühlte mich ziemlich unglücklich in meinem viel zu kurzen Kleid und zupfte ständig am Saum, um es über die Knie zu ziehen. Ich war nun 19 Jahre alt und das Kleid war noch in Beuel genäht worden. Meine Mutter hatte sich wohl vorgestellt, dass ich mit Strohhut oder Kopftuch und im geblühten Kleid, Körbchen in der Hand, durch die Plantagen hüpfen würde, um das Obst einzusammeln, so wie es jener Propagandafilm über Palästina zeigte.

Meine Verwandten hatten eine Wohnung in einer Villa gefunden, die russischen Einwanderern gehörte. Wahrscheinlich war diese Wohnung ursprünglich für den Gärtner gedacht. Sie bestand aus einem Wohnzimmer mit einem Doppelbett und aus einer klitzekleinen Küche sowie einer Dusche. Lilly und Walter hatten ein Klavier untergebracht und einen kleinen Tisch mit ein paar wackeligen Stühlen. Das war alles. Ich schlief auf dem Fliesenboden in der Küche. Eine Matratze gab es nicht, aber immerhin ein Laken. Später schickten sie mir aus dem Kibbuz meine Bettdecke nach, die meiner Großmutter gehört hatte und die in der Zwischenzeit sehr dünn geworden war.

Nun fing ein neues Kapitel in meinem Leben an, und ich ahnte noch nicht, dass es voll von Dramen und Traumata sein würde. Mein Ideal, im Kibbuz in einer Gemeinschaft zu leben, hatte ich aufgegeben. Wieder überkam mich das Gefühl der Einsamkeit. Ich befand mich in einer entwurzelten

Gesellschaft, deren Mitglieder die Besonderheiten und die Kultur ihrer Heimatländer mitgebracht, aber noch keine gemeinsame Identität entwickelt hatten.

Am Abend nach meiner Ankunft wurde beschlossen, dass ich am nächsten Tag mit Lilly gehen sollte, die bei einer amerikanischen Familie arbeitete. Sie hatte von einer freien Stelle bei einer anderen amerikanischen Familie erfahren, die im selben Haus wohnte. Ich konnte fast kein Wort Englisch. Deshalb lernte ich einige wichtige Wörter, die mit dieser Arbeit zu tun haben, wie: Kinder, waschen, putzen, bügeln.

Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg zu meinem neuen Arbeitsplatz bei Familie Phetteplace. Lilly klopfte in der unteren Etage und eine nett aussehende schwangere junge Frau öffnete die Tür. Von dem, was sie und Lilly besprachen, verstand ich nichts. Für mich klang alles wie ‚ouwou-wou‘. Dann schob mich Lilly mit der Bemerkung durch die Tür: „Jetzt musst du mit Mrs. Phetteplace alles andere allein klären. Wenn du mich brauchst, komm’ rauf in den ersten Stock, dort arbeite ich.“ Ich folgte meiner neuen Chefin in das Wohnzimmer. Sie schaute mich fragend an und sagte: „Ouwouwou washing“. Ich nickte eifrig, aber dann kam ein viel längeres „Ouwouwou“ ohne ein einziges Stichwort. Ich rannte nach oben zu Lilly: „Bis jetzt habe ich alles verstanden, aber nun geht’s nicht weiter“. Lilly kam mit mir und sprach mit Frau Phetteplace, die mich nur gefragt hatte, ob ich sofort bei ihr anfangen könnte. So begann meine Karriere als Dienstmädchen.

Die kleine zweijährige Tochter Linda war reizend und wir mochten uns gleich. Jetzt lebte ich in einer Kultur, die mir vollkommen fremd und neu war. Diese Menschen kamen aus einfachen Verhältnissen, waren für zwei Jahre in Palästina engagiert und verdienten eine Menge Geld. Ganz schnell lernte ich ihre Lebensweise und passte mich an. Die Hausarbeit machte mir kein großes Problem. Während ich bügelte,

setzte Frau Phetteplace sich oft zu mir und sprach über die politische Lage. Sie meinte, dass Amerika sich niemals mehr in einen Krieg einmischen würde. Aber ich war anderer Meinung und lernte am Abend die nötigen Worte, um ihr einiges klar zu machen. Bald darauf bekam sie einen kleinen Jungen, der Georgie genannt wurde.

Frau Phetteplace war fasziniert, als sie erfuhr, dass mein Onkel Arzt war und jetzt in Kfar Ata praktizierte, einem kleinen Dorf in der Nähe. Wie war das? Der Onkel ihres Dienstmädchens ein Arzt? Es muss verwirrend für sie gewesen sein. Sie wusste, dass ich ziemlich gut informiert war und klassische Konzerte besuchte. Das stimmte mit ihrer Vorstellung von einer ‚Einheimischen‘ sicher nicht überein. Hinzu kam, dass sie sich in meinen Freund verliebte, der öfter kam, um mich abzuholen. Es war ein sehr gut aussehender, eleganter Wiener, der gut Englisch sprach. Wenn er kam, war sie immer ganz aufgeregt, hatte gerötete Wangen und flirtete mit ihm.

Dann gab es natürlich auch Mr. Phetteplace, ein großer schlanker Mann, immer in Khaki und mit großem Hut. Er war schüchtern, ich habe ihn fast nie sprechen hören. Wenn wir uns morgens begegneten, sagte er ‚good morning‘ – das war alles, was ich je von ihm hörte.

Das Schlafen auf dem nackten Küchenboden bei Lilly und Walter wurde mit der Zeit unerträglich. Glücklicherweise fand ich in der Nachbarschaft bei einer polnischen Familie ein Zimmer mit Küchenbenutzung. Das war übrigens typisch für die Situation von Einwanderern, man gab ein Zimmer aus finanziellen Gründen ab. Meistens lag man auf dem Bett und las, war müde, hungrig, hatte kein Radio, kein Geld oder sonstige Unterhaltungen. Oder man traf sich mit Freunden, die in derselben Lage waren.

Mit Lilly und Walter war verabredet, dass ich Lilly Geld gab und sie abends für uns alle etwas kochte. Eines Abends kam ich todmüde von der Arbeit nach Hause und legte mich